



**Norbert Elias: Conditio humana**  
**Hartmut von Hentig: Asche – aber kein Phönix**  
**Gedanken aus Anlaß der 40. Wiederkehr des 8. Mai**

**Bielefelder Universitätsgespräche 2**



**»Conditio humana – Beobachtungen über die Entwicklung der Menschheit« – Vortrag von Norbert Elias im Rahmen der vom Rektorat der Universität Bielefeld veranstalteten Reihe »8. Mai 1945 – 8. Mai 1985«.**



Herausgeber: Universität Bielefeld, Presse- und Informationsstelle,  
D-4800 Bielefeld 1, Postfach 8640, Telefon (05 21) 1 06-41 45-47  
Redaktion: Hartmut Krauß, Helmut Skowronek, Gerhard Trott

Gesamtherstellung: Kramer-Druck · Bielefeld 1986  
Fotos: Kunze, Titelfoto: Bartmer

## *Vorwort*

### **8. Mai 1945 – Fluchtpunkt historischer Ereignisse, der zugleich Befreiung und Katastrophe, Abgrund und Chance bezeichnet.**

Wie sollen wir mit den Widersprüchlichkeiten zwischen Einsichten und Verdrängungen umgehen, die dieses Datum in uns wachruft? Wie können wir, was dieser Krieg und die nationalsozialistische Herrschaft mit der alle Vorstellungen sprengenden Unmenschlichkeit bedeuten, wirklich aneignen? Aneignen als historische Erfahrung, so daß der 8. Mai zu einem politischen Datum wird, zu dem wir uns nachdrücklich der Hypotheken unserer Geschichte vergewissern, illusionslos erinnern, was nach vierzig Jahren vielleicht kalt zu werden droht, und von da aus nachdenken, wie wir – in Frieden mit allen europäischen Nachbarn – eine menschenwürdige Zukunft sichern können.

Die Universität ist – mehr als andere gesellschaftliche Institutionen – auch ein Ort der Aufklärung und Reflexion über die Möglichkeiten, Voraussetzungen und Folgen menschlichen Tuns und Unterlassens. Sie vereint viele Generationen, jene, die das Kriegsende und die Zeit davor bewußt erlebt haben und jene, denen die scheinbare „Gnade der späten Geburt“ zufällt. Sie hat damit besondere Chancen, und nicht nur an diesem Tage, an dem mühsamen, alle Generationen einschließenden Prozeß mitzuwirken, mit der eigenen Geschichte leben zu lernen und die richtigen Folgerungen zu ziehen.

Auf Bitten des Rektorats sprechen zwei Mitglieder der älteren Generation dieser Universität über ihre Erfahrungen und Einsichten aus Anlaß des 8. Mai: Professor Norbert Elias, geboren 1897, zur Zeit der Machtergreifung junger Soziologe und als Jude wenig später gezwungen, Deutschland zu verlassen; Professor Hartmut von Hentig, geboren 1925, der das Kriegsende als Soldat erlebte und in den ersten Nachkriegsjahren studierte.

(Die Vorträge wurden am 7. und 8. Mai 1985 in der Universität Bielefeld gehalten.)

Bielefeld, im Mai 1985

## **Conditio humana: Beobachtungen über die Entwicklung der Menschheit**

Manchmal, wenn man sich mit Tagesfragen beschäftigt, ist es nötig und nützlich, sich von der unmittelbaren Beschäftigung mit ihnen zu entfernen und dann aus der Entfernung langsam wie aus einer großen Distanz wieder zurückzukehren. Das, meine lieben Zuhörer und Zuhörerinnen, möchte ich hier zu tun versuchen. Haben Sie bitte Geduld mit mir, wenn ich nicht nur von den unmittelbaren Tagesfragen spreche. Gewiß, wir feiern heute die Erinnerung an den Frieden. Wir feiern zugleich, in gewissem Sinne, die Geburtsstunde der Bundesrepublik. Wir feiern, so scheint es mir, ebenfalls zu gleicher Zeit einen 40jährigen Frieden; wir, die Völker Europas. Denn wenn wir heute von einem 40jährigen Frieden sprechen, in dessen Verlauf die Bundesrepublik langsam in ihre heutige Gestalt gewachsen ist, dann darf man nicht vergessen, daß dieser Frieden im wesentlichen auf einen kleinen Teil der Menschheit beschränkt geblieben ist. Wir genießen ihn, aber andere Menschen sterben ständig – die Zeitungen berichten uns davon – in einem gegenseitigen Gemetzel, und man kann das nicht vergessen. Man kann nicht nur an den geschlossenen Frieden denken, sondern man muß auch an den immer wieder auftauchenden Gefahrenherd erinnern, den Menschen füreinander bilden, die Vorbereitung auf die Gewalttat. Man kann nicht vergessen, daß wir nun im 40jährigen Frieden dennoch selbst in der Gefahr eines neuen Krieges leben. Warum ist das so, warum geschieht es?

Damit spreche ich über eine der Lebensbedingungen der bisherigen Menschheit. Warum geschieht es, daß Menschen sich immer von neuem bekriegen? Warum können wir die Gewalt, die Menschen einander antun, in Kriegen, nicht bändigen? Denn dies ist nun in der Tat eine *Conditio humana*. So weit wir zurücksehen können in die Entwicklung der Menschheit, haben Menschengruppen gewalttätig einander gemordet, bedroht, unterdrückt. Warum können wir diese Gefahr nicht ändern? Und das ist kein Thema, das man untersuchen kann, wenn man sich nur auf die Gegenwart beschränkt. Dazu muß man sehen, daß die Kriege, die Versuche von Menschengruppen, einander zu töten und Gewalt gegeneinander zu üben und einander zu beherrschen, so alt sind wie die Menschheit selbst, eine wahre *Conditio humana*: Der Krieg! Nicht erst heute. Warum ist es uns gelungen, viele Naturgefahren zu beseitigen? Wenn solche drohen, dann rufen wir die Wissenschaftler zu helfen und sagen: „Forscht, seht nach, was die Ursachen sind.“ Und dann vielleicht, früher oder später, suchen sie zu verhindern, daß die Seuche kommt. Wenn die Umwelt verschmutzt wird, dann rufen wir Wissenschaftler zu Hilfe und fragen: Was können wir tun? Aber der Krieg ist mit uns geblieben, ohne daß im Moment eine Chance besteht, die Gefahr zu verhindern.

Es ist zwar klar, daß Menschen nicht in der Lage sind, den Tod abzuschaffen. Das ist nun in der Tat eine *naturale Conditio humana*. Aber man könnte sich denken, daß man mehr tun könnte, um das Töten abzuschaffen. Wenn man nur wüßte, warum Menschen immer von neuem einander gegenseitig mit Gewalt bedrohen. Um das zu verstehen, muß man ein wenig länger ausholen. Denn, wie gesagt, Kriege sind so alt wie die Menschheit.

Versuchen wir einen Moment, eine Utopie vor uns auf die Leinwand zu malen. Utopien, meine lieben Zuhörerinnen und Zuhörer, Utopien haben einen großen Nutzen als Verlängerung der Gegenwart, als Ausdruck für Möglichkeiten. Denken Sie einmal mit mir darüber nach, was geschehen wird, wenn der Atomkrieg, den wir alle fürchten, gekommen ist und Teile der Menschheit überleben. Dann, so scheint es, wird die Chance vorhanden sein, daß die Menschen sich zusammentun und sagen: Nichts ist schlimmer als ein Krieg. Was können wir tun, um Kriege zu verhindern? Nach dem nächsten Krieg, so scheint es mir, wird es leichter sein. Und hier träfen Sie in der Tat nun auch auf eine der eigentümlichen Bedingungen der Menschheit. Es ist schwer für Menschen, aufgrund von Einsicht etwas zu tun. Aber sie tun es leichter, wenn sie alle gemeinsam schwere und bittere Erfahrungen hinter sich haben. Denken wir uns einmal aus, welche Situation nach einem Krieg zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten bestehen würde, vorausgesetzt, daß dann noch Menschengruppen auf der Erde überleben, was ich natürlich nicht weiß. Auch bitte ich, mich nicht mißzuverstehen. Ich sage damit nicht, daß der Krieg kommen muß. Ich sehe keine Notwendigkeit voraus. Bitte mißverstehen Sie mich in dieser Hinsicht nicht.

Aber ich sehe wie Sie die Möglichkeit voraus; die muß man in der Tat voraussehen. Man könnte voraussehen, daß nach einem solchen Krieg die Sowjetunion, die Vereinigten Staaten und Westeuropa sich gegenseitig zerstört hätten. Und dann, wenn sie in der Lage gewesen sind, sich aus dem Krieg herauszuhalten, würden andere Gesellschaften, vor allem China oder Brasilien oder Indien, wahrscheinlich die stärksten, die mächtigsten, volkreichsten Länder sein. Und sie würden sich dann zusammensetzen haben, um sich die Frage zu stellen: Was können wir tun, um eine solche Katastrophe in Zukunft zu verhindern? Unter dem Eindruck der verheerenden Folgen eines solchen Krieges werden sie wahrscheinlich leichter in der Lage sein, das zu tun, was wir heute zu tun nicht in der Lage sind: Nämlich Instanzen zur Konfliktschlichtung zwischen den Staaten zu schaffen, denen sich alle Staaten unterwerfen müssen. Man kennt die Gewohnheit, die alte Tradition des Krieges, und vergessen Sie nicht, daß der Krieg ja letzten Endes eine gesellschaftliche Institution ist, eine von Menschen geschaffene gesellschaftliche Institution, die nur deswegen nicht aufgehoben werden kann, weil die Gewohnheit zu tief in die Persönlichkeitsstruktur eingebaut ist: Die Gewohnheit des Hasses, die Gewohnheit der militärischen Bedrohung; nach einem Krieg also könnte man sich denken, wie es auch nach anderen Kriegen der Fall gewesen ist, daß harte Gewohnheiten sich brechen lassen.

Ich erinnere mich, wenn Sie mir erlauben, ein wenig abzuschweifen, noch sehr deutlich an die Jahre nach der Weimarer Republik, wenn ich mit meinen deutschnationalen Bekannten sprach und sie mir sagten: Ein deutsches Parlament, das ist nicht möglich. Wir können keinen Parlamentarismus in Deutschland haben; denn das ist nicht die deutsche Tradition; das ist undeutsch, diese Schwatzbude auf die Beine zu stellen; das ist etwas vom Westen Aufgezwungenes, das nicht in der deutschen Tradition steht. Ich erinnere mich noch sehr genau daran. Es stand wirklich nicht in der deutschen Tradition. Und nun, nun ist es eines der großen neuen Verdienste dieses neuen Staates, der deutschen Bundesrepublik, daß er eine wirklich funktionierende parlamentarische Regierung hat, und nun ist es also nach einem Kriege, nach der bitteren Erfahrung eines solchen Krieges gelungen, mit bestimmten Gewohnheiten zu brechen. Könnten wir uns nicht denken, daß nach einem anderen Kriege das auch der Fall ist? Sie werden sehen, worauf ich hinaus will. Was für Probleme hätten wir in einem solchen Fall zu lösen? Es gibt zwei Möglichkeiten, um Kriege dauernd zu verhindern. Nicht durch bloße Äußerung des Wunsches, daß Frieden auf Erden sein soll, nicht durch Teilmaßnahmen. Nichts kann heute helfen, solange sich zwei Hegemonialmächte in geballter Furcht voreinander mit furchtbaren Waffen bedrohen. Aus dieser Bedrohung gibt es, real gesprochen, zwei Möglichkeiten des Entkommens. Die eine ist, daß eine der beiden um die Vormacht in der Welt streitenden Großmächte, großen Militärmächte, das Übergewicht über die andere erlangt. Es wäre möglich zu denken oder zu erwägen, ob eine Pax Americana oder eine Pax Sovietica zustandekommen könnte. Das wäre theoretisch gesehen eine der Möglichkeiten, Frieden auf Erden herzustellen. So wie die Römer einmal dem Mittelmeergebiet durch ihre Hegemonialmacht Frieden aufzwingen, so könnte das eine Hegemonialmacht tun, die aus dem Kriege oder auch schon vor dem Kriege die unumstrittene Vormacht über alle Militärmächte der Welt erhält. Die zweite Möglichkeit ist die, die ich vorhin schon angedeutet habe. Sie ist völlig utopisch heute. Nämlich die Möglichkeit, daß alle Staaten von der Vorstellung der absoluten Souveränität, die sie heute haben, wonach jeder von ihnen über Krieg und Frieden allein entscheiden kann, abgehen, und daß sie bereit sind, Konflikte zwischen verschiedenen Staaten – und dazu gehört auch die gegenseitige militärische Bedrohung – Schiedsrichtern, Gerichten, Institutionen einer übernationalen Organisation zu unterbreiten und sich dort Ratgebern, Schiedssprüchen (wie sie heute z. B. im Falle von Peru und Chile schon gebraucht wurden), gewissermaßen den Ratschlägen und der Hilfe dritter, weniger beteiligter Mächte unterwürfen. Auf diese Weise könnte man bindende Zusagen erreichen, keine Gewalt zu gebrauchen.

Ich weiß, was Sie denken werden. Der redet Unsinn. Das ist so utopisch, daß man es nicht vorstellen kann. Aber nach dem nächsten Kriege wäre es nicht utopisch. Dann, auf bittere Erfahrungen gestützt, würden die Menschen in der Lage sein, so etwas zu tun: Freiwillig auf einen Teil ihrer Souveränität zu verzichten und sich effektiven Richtersprüchen oder Schiedsgerichten Dritter zu unterwerfen. Heute ist es unmöglich. Heute kann man es nicht tun. Lassen Sie mich einen Augenblick in die Geschichte schweifen. Warum ist es heute unmöglich? Nun, es ist unmöglich

aufgrund einer langen Tradition. Es hat viele Vormachtkämpfe in der Weltgeschichte gegeben, und man ist sich vielleicht nicht genügend dessen bewußt, daß der Vormachtkampf zwischen der Sowjetunion und zwischen den Vereinigten Staaten nur der bisher letzte und wahrscheinlich überhaupt der letzte einer Serie von Vormachtkämpfen ist, die weit in die Vergangenheit zurückgehen. Lassen Sie mich einen dieser Vormachtkämpfe oder einige dieser Vormachtkämpfe ganz kurz vor Ihnen skizzieren. Man sieht dann die Struktur solcher Kämpfe klarer.

Ich erinnere Sie an das Vorgehen Alexanders des Großen. Auch damals wuchs dieser Eroberungszug Alexanders aus einem Vormachtkampf heraus. Für viele Jahrzehnte hatten die griechischen Städte miteinander um die Vormacht gekämpft. Sparta und Athen waren die stärksten Militärmächte, und ihr Kampf hatte mit einem Unentschieden geendet, wie es oft der Fall ist und wie es auch bei den Vormachtkämpfen der europäischen Staaten der Fall gewesen ist. Auch die Vormachtkämpfe der europäischen Staaten, zu denen ich noch etwas zu sagen haben werde, haben mit einem Unentschieden geendet. Aber dann übernahm, wie Sie alle wissen, seitens der griechischen Staaten kein Stadtstaat, sondern eine Monarchie im Norden die Aufgabe, den alten Stammfeind der Griechen, nämlich die Perser, in einem Feldzug aufs Korn zu nehmen. Sie erinnern sich, daß die Perser seit vielen Jahrhunderten versucht hatten, die Griechen zu unterjochen. Da gab es auch einen recht einseitigen Vormachtkampf, weil die Griechenstädte nie stark genug waren, die geballte Macht der Perserkönige zu besiegen. Aber die Perserkönige hatten immer wieder versucht, diesen Dorn in ihrer Seite, die freien Griechenstädte zu erobern; sie waren zum Teil durch Makedonien hindurchgezogen vom Norden. Und so war eine alte Feindschaft, eine alte Hegemonialfeindschaft zwischen Griechen und Persern entstanden. Dann nahmen Philip von Makedonien und Alexander die Sache der Griechen auf, und in einem großen Zuge, nachdem er sein eigenes Heer gestählt und gestärkt hatte, überrannte er das Perserreich und setzte sich an die Stelle der Perserkönige. Der Hegemonialkampf war gewonnen. Aber nun passierte etwas, was für Hegemonialkämpfe überall charakteristisch ist. Im Siegestaumel kam über Alexander so etwas wie ein Hegemonialrausch. Er sah, daß er zwar das Perserreich erobert hatte, daß aber an den Grenzen des Perserreichs noch andere freie Völker lebten, die eine Bedrohung darstellten. Er war wie alle Hegemonialmächte besessen von dem Gefühl: Ich muß für mein Land die absolute Sicherheit schaffen. Infolgedessen befahl er seinen Truppen, über die Grenzen des Perserreiches hinaus nach Osten zu ziehen und ein Volk nach dem anderen zu unterjochen und zum Teil in sein Herrschaftsgebiet einzufügen. Er tat das in der Hoffnung, irgendwo an eine Grenze zu stoßen: an das Weltmeer, wo es keine Gegner mehr gäbe und so für sein Land die absolute Sicherheit von physischer Bedrohung durch irgendjemand erreicht wäre. So ging er weiter und weiter, getrieben vom Hegemonialrausch: Ich bin der Stärkste, ich kann alle besiegen, ich werde die absolute Sicherheit für mein Land schaffen. So ging er weiter und weiter, und er kam nach Indien, bis seine geplagten Truppen am Ende sagten: Genug, hier gehen wir nicht weiter. Der Weltozean ist noch nicht da, wir sehen keine Grenzen, wir müssen zurückgehen. So stoppte Alexander widerwillig, aber ärgerlich mit seinen Soldaten. Er versuchte, sein großes Reich, das er in der Eroberung zusammengebracht hatte, zu einen, und es verfiel schnell genug, denn es war viel zu groß.

Hier kommen wir einer Erscheinung auf die Spur, der man eigentlich fast immer in solchen Kämpfen begegnet. Sie spüren sie heute auch manchmal in Rußland, manchmal in Amerika: Das Gefühl, ich muß die stärkste Macht auf Erden werden, um absolute Sicherheit zu haben. Wenn Sie sich die Entwicklung ansehen, dann sehen Sie, daß das Römerreich in einem Rausch, in einem Hegemonialfieber dieser Art geschaffen wurde. Erst suchten sie Sicherheit gegen die gleichsprachigen Latiner, dann Sicherheit vor Konkurrenten in Italien, dann Sicherheit vor Karthagern, weil sie im Mittelmeer mit ihnen konkurrierten, dann Sicherheit vor den Makedoniern und so immer weiter auf der Suche nach Sicherheit für sich selbst und auch in dem Bewußtsein, stärker zu sein, als jeder andere. In einem Rausch der Hegemonie eroberten sie, bis sie schließlich an die Grenze ihrer Machtquellen kamen. In dieser Hinsicht, wenn ich das einmal sagen darf, hat die Schlacht am Teutoburger Walde eine besondere Bedeutung, weil hier plötzlich den Römern klar wurde, daß sie gerne das ganze Gebiet bis zur Elbe unter ihre Herrschaft gebracht hätten. Da, also fühlten sie, hätten sie absolute Sicherheit erreicht. Aber sie wurden am Teutoburger Walde besiegt und zogen sich dann auf die Rhein-Donau-Grenze zurück.



Das, was ich Ihnen hier geschildert habe, vollzog sich in Europa immer wieder von neuem. Es gab eine Zeit, in der die Franzosen versuchten, die Hegemonialmacht von Europa zu werden. Ludwig XIV. ging erobernd in die Pfalz, erobernd auch ins Rheinland; schließlich handelte so der Größte von allen, Napoleon. Er suchte sein Reich vorzuschieben bis nach Rußland, denn dort hoffte er den letzten möglichen Gegner zu treffen und endlich die Sicherheit, aber auch den Ruhm Frankreichs, die Größe der französischen Hegemonie herzustellen. Lassen Sie mich einen kleinen Einschub machen. England nimmt in diesem schrecklichen Spiel eine besondere Stellung ein. Die Engländer auf ihrer Insel suchten nie die Hegemonie über Europa, und sie waren auch nicht in der Lage, sie zu gewinnen. Aber ihre Politik war systematisch die, jede Hegemonie auf dem Festlande zu verhindern. Sie alle wissen es, daß die Engländer sich systematisch immer mit dem Zweitstärksten verbündeten, um den Stärksten auf dem Festland an der Möglichkeit einer Hegemonie zu hindern. Und auf diese Weise, nun lassen Sie es mich von der anderen Seite sagen, kam es nie zu einer Einigung von Europa. Das ist der Grund, warum Europa nicht unter der Hegemonie Frankreichs oder später Deutschlands geeint wurde. Aber sehen Sie nun einmal zurück auf die zwei großen deutschen Kriege. Auch sie, der Krieg von 1914 und der Krieg von Hitler, waren im Grunde Kriege mit dem Ziel, die Hegemonie Deutschlands über das Festland Europas zu errichten. Das Deutsche Reich, zu spät geeint gegenüber den anderen Hegemonialstaaten, begnügte sich nicht, und das habe ich zum Teil noch miterlebt, begnügte sich nicht mit der Gleichheit mit den anderen Großmächten. Lange Zeit hindurch war das, wonach das deutsche Bürgertum gestrebt hatte, eine Einigung, die dem deutschen Nationalstaat Gleichheit mit den älteren Nationalstaaten Frankreichs, Englands, Schwedens und selbst Rußlands garantieren würde. Aber so wie nun einmal unter militärischer Führung der Bismarckstaat errichtet worden war, begnügte man sich nicht mehr mit der Gleichheit. Ich selbst habe noch die Zeit erlebt, die ganz im Gefühl dieser Situation des Hegemonialrausches stand, des Rausches, der in Deutschland aufstieg: Wir müssen die Stärksten sein; es genügt nicht, daß wir den anderen gleich sind; wir sind militärisch so stark; wir müssen die gleiche Flotte haben wie England; wir müssen stärker werden als die Franzosen; wir müssen Mitteleuropa und vielleicht ganz Europa beherrschen. Und im Zuge dieses Hegemonialfiebers tat der Kaiser das, was Bismarck zu vermeiden gesucht hatte. Eigentlich, wenn ich es einmal sagen darf, haben die Deutschen mit ihren Staatsmännern nicht sehr viel Glück gehabt nach der Einigung. Bismarck war ein großer Mann. Aber seine Politik war im großen und ganzen eine Politik der Mäßigung. Als er Österreich besiegt hatte, sah er sofort die Notwendigkeit ein, Österreich sich zum Freunde zu machen, den Feind von gestern zum Freunde von heute zu machen. Aber dann erfaßte, nun, ich habe es gesagt, die Deutschen der Hegemonialrausch. Die Niederlage von 1918 war die Folge, und ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie der enttäuschte Hegemonialrausch sofort nach 1918 wieder aufstieg, wie sofort in vielen Kreisen das Gefühl aufstieg: Das kann nicht sein; wir können uns nicht begnügen; wir können uns mit dem, was wir haben, nicht begnügen; weg mit Versailles. Es wurde die Mythe aufgebracht, daß diese Lage nicht von Generälen verschuldet sei, sondern durch einen Dolchstoß von hinten, von der Arbeiterschaft und vielleicht von den Juden verursacht wurde. Und so täuschte man sich selber. Die Überzeugungskraft, mit der Menschen damals wirklich an die Dolchstoßlegende glaubten, um sich zu täuschen, um nur den Hegemonialrausch, der dahinterstand, zu verbergen, das würde ich Ihnen wünschen, miterlebt zu haben, um zu sehen, wie ein solcher Rausch auch in Deutschland Menschen erfassen konnte. Und da Deutschland im großen und ganzen in seinem Machtpotential eigentlich für eine Hegemonie nicht stark genug war, mußte es mit einer großen Verkrampfung geschehen, mit dem Hitler-Aufstieg, mit dem Hackenzusammenschlagen, mit dem fanatischen Sinn für einen übertriebenen Nationalismus. Der diente dazu, seinem Volk die Hegemonie in Europa zu geben, das seinem Machtpotential nach, wie ich sagte, eigentlich dazu nicht in der Lage war.

So kam es dann zu den schrecklichen Grausamkeiten, die wir nicht vergessen können an diesem Tage. Wir erinnern uns der Toten. Ich ganz besonders der meinen. Sie erinnern sich Ihrer und sehen vielleicht nun, daß man die Tagesfragen besser versteht, wenn man den großen Zusammenhang kennt. Wie kann man diesem immer wiederkehrenden Streben nach einer Hegemonie begegnen? Die gegenwärtige hegemoniale Rivalität zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten hat viele Züge mit den alten Hegemonialkämpfen gemeinsam. Auch die Sowjetunion

hatte in ideologischer Verbrämung unter dem Namen der Weltrevolution im Grunde eine Verheißung erhalten, daß dieses kommunistische Land einmal die Führung des Weltkommunismus übernehmen würde. Und viele der Propagandamotive der Sowjetunion sind noch heute auf den Untergang des Kapitalismus, auf die Herrschaft des Kommunismus in der ganzen Welt gerichtet. In bescheidenerem Maße findet man ähnliches auf der amerikanischen Seite. Auch da, wie es einmal der Defense Secretary ausdrückte, herrscht das Gefühl: Wir müssen die stärkste Macht auf Erden werden; wir müssen stärker als alle anderen werden. Aber die Hegemonialrivalität auf der heutigen Stufe, soviel sie mit der Rivalität der vergangenen Stufen gemein hat, hat bestimmte einzigartige Züge. Sie erraten es: Einer der einzigartigen Züge ist eben dies, daß, wenn es heute zu einem Krieg zwischen den Hegemonialmächten käme, es die Zerstörung eines guten Teils der Welt bedeuten würde. Die Entwicklungsbilder, die ich Ihnen hier vor Augen geführt habe, haben eine gute Funktion. Sie zeigen Ihnen, daß noch nie in der Geschichte, noch nie in der Entwicklung der Menschheit, soweit ich mich daran erinnern kann, eine solche Situation, ein Kampf zwischen den jeweils stärksten Militärmächten einer bestimmten Staatsgruppe ohne Krieg ausgegangen ist.

Ich glaube, diese Erinnerung sollte uns eine Warnung sein. Manchmal, wenn ich mich umsehe, dann denken Menschen, schließlich und endlich sind ja alle Regierenden doch rationale Menschen und wissen, was ein solcher Krieg bedeuten würde. Es ist also nicht möglich, daß sie uns in einen solchen Krieg führen würden. Nicht mit Bewußtheit und nicht mit Absicht. Aber es ist die Dynamik der Situation, die Menschen sehr oft oder immer in eine kriegerische, gewalttätige Auseinandersetzung hineingeführt hat. Das ist heute international soziologische Grundüberzeugung, wenn auch nicht überall. Vielleicht ist nicht ganz klar, daß es Zwänge einer Figuration geben kann. Aber hier haben wir ein Beispiel: Immer wieder von neuem zwang die Hegemonial-situation Menschen in einen Krieg. Nun, ich habe es schon gesagt, ich glaube nicht, daß eine Notwendigkeit eines solchen Krieges besteht. Aber ich glaube ganz gewiß, daß die Gefahr größer ist, als es diejenigen sehen, die im Grunde auf die Rationalität der führenden Männer der Erde hoffen.

Was bleibt zu tun? Nun, meine lieben Zuhörerinnen und Zuhörer, ich kann Ihnen nur kurz eine Darstellung dessen geben, was möglicherweise zu tun ist. Dazu muß ich noch einmal mit der Sonde des Forschers in die Gründe gehen. Die gegenseitige Bedrohung der Sowjetunion und der Vereinigten Staaten hat zwei Seiten, und wir tun gut daran, das Zusammenwirken dieser zwei Seiten zu sehen und sie dennoch als verschieden zu verstehen. Auf der einen Seite sind die Sowjetunion und die Vereinigten Staaten in genau derselben Situation, in der Alexander oder die Römer oder die Franzosen waren. Sie wollen Sicherheit. Sie wollen absolute Sicherheit vor den Waffen der militärischen Macht auf der anderen Seite. Und genau dasselbe gilt von den Amerikanern, absolute Sicherheit. Um diese Sicherheit zu haben, suchen sie jeweils stärker als die andere Seite zu werden. So treten also in der Besorgnis um die eigene Sicherheit beide Mächte wechselseitig zu einem ständigen Rüstungswettrennen an. Dieser Zustand ist inhärent in der Situation. Aber das ist nur ein Aspekt des Gegensatzes: beide haben Furcht vor der militärischen Überwältigung durch den Gegner. Mit Recht. Der andere Aspekt ist, daß die Gegner verschiedene Sozialsysteme, verschiedene Glaubenssysteme haben, und zwar entgegengesetzte Systeme. Nehmen Sie einmal den utopischen Fall an, daß in einem solchen Krieg zwischen den beiden Großmächten – und es ist nützlich, sich solche Möglichkeiten vor Augen zu führen –, daß in einem Kriege die Sowjetrussen siegen würden und daß ihr eigenes Land ebenso wie Amerika nicht völlig zerstört wäre. Nehmen wir es einmal an. Dann, natürlich, würden die Führungskräfte Amerikas, wären sie nicht getötet, jedenfalls ins Exil gehen müssen. Ihre ganze Werthaltung würde zerstört, und in den eroberten Staaten würden überall kommunistische Regierungen eingerichtet werden. Und umgekehrt. Wenn in einem solchen Kriege die Amerikaner siegen würden, dann würden sie die heutigen kommunistischen Parteiführer, die Parteimitglieder verfolgen oder ins Exil jagen und würden kapitalistische Systeme dort einrichten. Jede Auseinandersetzung zwischen den zwei Mächten hat also zwei Bedrohungen durch die Zerstörung alles dessen, was der anderen Seite sozial als wichtig, als gut und als wünschenswert erscheint.

Was ich damit sagen will, ist dies: Daß neben den allgemeinen Zügen eines Hegemonialkampfes der gegenwärtige Gegensatz zwischen Rußland oder zwischen der Sowjetunion und den Verei-

nigten Staaten und den jeweiligen Verbündeten Züge eines Religionskrieges hat. Wir wissen aus der Vergangenheit, wie enorm durchdringend der Haß und die Furcht von Menschen verschiedener Religion füreinander sein kann. Protestanten und Katholiken haßten sich einst und kämpften miteinander auf Leben und Tod. Sie sehen die Folgen von religiösen Gegensätzen dieser Art bis in die Gegenwart hineinragen, in Nordirland, wo sich heute noch Katholiken und Protestanten zum guten Teil mit Gewalt bekämpfen. Aber allgemein ist es möglich gewesen, die Hitze des Hasses zu mildern. Heute können Menschen verschiedenen religiösen Glaubensbekenntnisses friedlich und manchmal sogar freundlich in den europäischen Ländern miteinander zusammenleben. Es scheint beinahe unerfindlich, warum sie sich in früherer Zeit so haßten, daß sie Kriege gegeneinander führen konnten. So, aus geschichtlicher Perspektive gesehen, steht es auch mit dem Haß und der Verachtung, die aus vielen Schriften der Kommunisten und aus vielen Schriften der Kapitalisten für die Gegenseite in unsere Zeit hineindringt. Ich habe etwas ganz Konkretes damit im Sinn. Wir sprechen heute sehr viel von Abrüstung und meinen dabei Abkommen über die Waffenabrüstung. Aber ich will es deutlich sagen. Ich glaube, mehr: ich weiß, daß eine Waffenabrüstung, ein Versuch, die Beziehungen der beiden Hegemonialmächte allein durch eine Abrüstung von Waffen durch Abmachung über weniger Geschütze zu regeln, nicht erfolgreich sein wird. Um eine wirkliche Abmachung herbeizuführen, ist auch ein ideologisches Abrüsten vonnöten. Ich habe gesagt, daß wir heute in einer einzigartigen Situation stehen. Nämlich in der Situation, in der der nächste Krieg zwischen den Hegemonialmächten die Vernichtung eines großen Teiles der Menschheit im Gefolge haben könnte. Unter diesem Druck scheint es mir richtig und wichtig zu sagen, daß ohne eine ideologische Abrüstung eine Lösung des Problems nicht möglich ist. Ich verstehe darunter nicht eine Verwischung des Glaubens. Es gibt keinen Grund, warum Kommunisten nicht an ihre Werthaltung und Kapitalisten nicht an ihre Werthaltung glauben sollten. Ich befürworte auch nicht einen Neutralismus. Alles das liegt mir fern. Ich befürworte eine große und allgemeine Politik der Mäßigung. Im Angesicht einer Atomkriegsgefahr sind leidenschaftliche Auseinandersetzungen zwischen Menschen verschiedenen Parteiglaubens gefährlich. Ich glaube also, daß es nötig sein wird, mehr und deutlicher zu sagen, was uns alle betrifft, denn unser eigener Eifer und unsere eigene Leidenschaftlichkeit im Haß oder in der Verachtung auf andere Seiten fördert die Leidenschaftlichkeit der Auseinandersetzung, die heute noch die beiden Regierungen, die Hauptregierungen, die letztlich für Krieg und Frieden verantwortlich sind, treibt.

Erlauben Sie mir, auf das Problem der Bundesrepublik zurückzukommen. Ich will es auch hier nicht bei Zweifeln belassen. Ich persönlich könnte nicht in einem der östlichen Länder leben. Meine eigene Werthaltung gehört zum Westen, und ich glaube nicht, daß ein Neutralismus der Bundesrepublik möglich oder wünschenswert ist. Aber ich glaube doch, daß gerade in der Bundesrepublik vieles getan werden kann, um der Wildheit, um dem Hegemonialrausch, der sich oft auf der einen oder der anderen Seite bemerkbar macht, entgegenzuwirken. Dazu aber, so scheint es mir, ist vielleicht etwas nötig, was man gerade auch in der Bundesrepublik tun kann und vielleicht tun sollte. Vielleicht kann ich es am besten durch eine Geschichte erläutern, die mir manchmal einfällt, wenn ich die gegenwärtige Situation der Bundesrepublik betrachte. Es ist eine Geschichte, die ich irgendwann einmal gelesen habe von einer Gruppe von Menschen, die einst in einem großen und schönen Palast wohnten, aber dann kam es zum Krieg. Der Palast wurde niedergebrannt und die Bewohner des Hauses verstreuten sich in zwei Teile, und der eine Teile richtete sich in einem Zeltlager ein, eine Strecke entfernt von dem ehemaligen Palast. So lebten sie also in ihrem Zeltlager, und wenn die Jüngeren die Älteren fragten, wie lange sie noch in dem Zeltlager leben sollten, dann sagten die Älteren: „Wartet, geduldet Euch noch ein wenig, bis wir den alten Palast wieder aufbauen können, um mit den anderen, die auf der anderen Seite auch in einem Zeltlager leben, zusammen wieder das Haus bewohnen zu können.“ So war es am 30. Jahrestag des Friedens, so war es am 40. Jahrestage des Niederbrennens des Palastes. Auch da fragten die Jüngeren wieder: „Wann können wir uns ein neues Haus bauen, statt des provisorischen Zeltlagers?“ Und die Älteren sagten: „Geduldet Euch. Die Zeit wird schon kommen, wenn der Palast wieder errichtet werden kann.“ Ja, die Geschichte hat kein Ende. Die Frage ist, nach dem 50. Jahrestag, auf den wir alle hoffen, ob man immer noch sagen wird: „Unser Zeltlager muß beibehalten werden. Wir können uns nicht ein neues Haus bauen, weil wir die Vergangenheit wieder aufleben

## Asche — aber kein Phönix — Gedanken aus Anlaß der 40. Wiederkehr des 8. Mai

*s'ist leider Krieg – und ich begehre, nicht schuld daran zu sein!*

Matthias Claudius

*Und gib, daß es uns niemals fehlt an dem, wonach ihr Herz sich sehnt – ein Stückchen Brot und viel Erbarmen.*

Anonymus / Zweiter Weltkrieg

*Wir Überlebenden haben nicht den Tod gesucht. Wir sind nicht, als unsere jüdischen Freunde abgeführt wurden, auf die Straße gegangen, haben nicht geschrien, bis man auch uns vernichtete. Wir haben es vorgezogen, am Leben zu bleiben mit dem schwachen, wenn auch richtigen Grund, unser Tod hätte doch nichts mehr helfen können. Daß wir leben, ist unsere Schuld.*

Karl Jaspers / 1945

*Et ipse dolor testimonium est boni adempti et boni relict.*

Augustinus

7. Mai 1985. 19.15 Uhr. In dieser Stunde habe ich nicht vor, irgend etwas zu feiern. Was immer „feiern“ heißen kann: vergnügt sein, ehren und preisen, etwas mit würdigem oder prunkvollem Zeremoniell (eben mit „Feierlichkeiten“) begehen oder einfach, wie es die Etymologie (*feriae*) nahelegt, die Arbeit ruhen lassen – dies zu tun ist nicht meine Absicht. Wer von mir ein Bekenntnis erwartet – angesichts derer, die den 8. Mai, den morgen zum vierzigsten Mal wiederkehrenden Tag der Kapitulation der deutschen Wehrmacht, als den Vollzug einer „nationalen Katastrophe“ sehen, der gegenüber Trauer geizt und nicht Freude oder gar Dankbarkeit – wer, sage ich, ein Bekenntnis erwartet, daß dieser Tag „Befreiung“ heiße, endgültiges Ende des größten Unheils und der größten Schande, die die Deutschen befallen haben, der wird dies an geeigneter Stelle meines Vortrags hören. Aber ein Ende feiere ich nicht, weder heute in Worten, noch morgen im Gebaren. Es hieße der Logik des Grafen Bobby folgen, der mit dem Kopf gegen die Wand schlägt und auf die Frage von Baron Mucky, warum er das mache, antwortet: weil es so wohl tue, damit aufzuhören.

Ich feiere außerdem ungern allein. Und ob jemand mit mir feiert, entscheidet sich an der Gemeinsamkeit unserer Gründe. Die gilt es zu prüfen.

In der folgenden Stunde will ich erinnern, nachdenken und folgern, d. h. auch: für Folgen sorgen. Aber bevor ich – mich und Sie – erinnere, hierüber nachdenke und daraus folgere, muß ich Eingrenzungen vornehmen. Wir sind verführt, aus Anlaß jedes Gedenktags: der Machtergreifung, des Reichstagsbrandes, der sogenannten Reichskristallnacht, des Kriegsausbruchs, des Falls von Stalingrad, der Hinrichtung der Geschwister Scholl, des Attentats vom 20. Juli die Entstehung, die Wirklichkeit und Wirkung des Nationalsozialismus insgesamt durchzuarbeiten. Das mag seine Berechtigung haben, läßt sich doch kaum ein Phänomen vom anderen isolieren. Es ist aber auch das umgekehrte Verfahren sinnvoll: Man nimmt die Eingrenzung so ausdrücklich vor, daß allen bewußt ist, was man nicht mitbedacht hat. Und so will ich es halten.

– Ich werde mich in meiner Erinnerung auf das beschränken, was am 8. Mai oder unmittelbar auf ihn hin oder unmittelbar von ihm aus geschehen ist, und nicht von allem und allem reden, was mir dazu einfällt.

– Ich werde unter meinen Erlebnissen solche auswählen, die sich bestimmten Themen zuordnen lassen; äußere Erlebnisse sollen sich „inneren Erlebnissen“ ankrystallisieren.

– Unter diesen wiederum werde ich Ihnen vornehmlich solche vortragen, die schwer verständlich, schwer hinnehmbar sind. Ja, ich hoffe, daß die Jüngeren über manchem den Kopf schütteln, weil ihnen die Denk- und Empfindungsweise damaliger Deutscher inzwischen gründlich abhanden gekommen ist. Nichts bekommt dem Verstehen so schlecht wie die voreilige Verständigung.

– Ich werde als Zeuge zu Ihnen reden, und das heißt, nicht als Historiker; als einer, der etwas erfahren hat, nicht als einer, der etwas weiß; als einer, der damals 19 Jahre alt war und heute fast 60 ist (die, die den Krieg ausgefochten hatten, waren damals 30, 40, 50 und sind heute 70, 80, 90 Jahre alt); als einer, der sieben Jahre alt war, als Hitler zur Macht kam (die, die ihn gewählt haben, sind

heute 75 und darüber); als einer, der diese Zeit mit hellem Bewußtsein und mit voller Verantwortung erlebt hat; als einer, der darum seitdem im Schatten der NS-Zeit lebt, in dem Bewußtsein, daß ihm damals die entscheidenden Prüfungen erspart geblieben sind, im quälenden Zweifel also, ob er der Held sein kann, den diese verlangen; und das heißt schließlich, als einer, der weiß, daß dies nie wiederkehren darf, weil wir ihm wohl wieder nicht gewachsen wären.

Wenn die Älteren den Jüngeren erzählen, welche Not sie bestanden haben, stellt sich berechtigtes Mißtrauen ein. Sie wollen entweder ihr Versagen bekleiden oder sich wichtig tun. Lassen Sie mich darum vorweg sagen: Ich bin überzeugt, daß die Proben, die Sie, die Jüngeren, heute und in Zukunft zu bestehen haben, schwerer sind als unsere – weil sie schlechter erkennbar, indirekter, abstrakter sind. Hitler und Himmler waren an ihrem gemeinen Gesicht erkennbar, Göbbels an seinem Geschrei, die Blockwarte an ihrer verkniffenen Bosheit. Und auch dies: „Ihr habt es nicht leichter als wir; laßt Euch das nicht einreden. Den letzten Krieg konnte man ja noch überleben.“ Das schreibt Heinrich Böll an seine Söhne. Ich führe den Gedanken so fort: Den nächsten Krieg kann man nicht überleben, also muß man ihn vermeiden. Und das wird nicht nur mehr Tapferkeit und mehr Klugheit fordern, es wird Sie Schmähung, Einsamkeit, Selbstzweifel, Entbehrung, ja, auch die Hinnahme von Unfreiheit und Unrecht kosten.

Weil ich nicht sicher sein kann, ob ich mit meinen Erlebnissen in der mir gesetzten Zeit fertig werde, möchte ich mein Urteil vorwegnehmen. Das erlaubt mir dann, die ohnedies nie abschließbaren Erzählungen einfach abzubrechen, wenn es Zeit ist.

(1) Der 8. Mai war für mich vor allem das Ende von Wahnsinn, auch des einzelnen, auch des eigenen, und nicht nur des Systems; ein Ende von Schrecken, Schinderei, Schießen und Schießemüssen, in unserer Soldatensprache: das Ende der großen Scheiße – der Gefahr für Leib und Leben; das Ende von bewußtem oder halb bewußtem (nie ganz unbewußtem) Schuldigwerden und damit von Schande; das Ende von Schwindel und Selbstbetrug: sich auf den geleisteten Eid oder auf einen Befehl oder auf ein kollektives Los herauszureden; das Ende nicht zuletzt eines universalen Mißtrauens (zwar waren die Menschen nicht über Nacht besser geworden, aber es hatte keine Folgen mehr, wenn man sich offenbarte: man konnte die Berechtigung des Mißtrauens prüfen).

(2) Der 8. Mai war ein glimpfliches Ende, so unglaublich glimpflich, daß ich an den schlimmen Folgen nicht ernsthaft zu leiden vermochte und noch heute nicht zu leiden vermag. Wer sich über Grobheiten, Übergriffe und Willkür der Eroberer / Besatzer wunderte – was hatte der eigentlich erwartet? Doch nicht etwa „Gerechtigkeit“ nach all dem, was Deutsche getan hatten? (Und wenn diese Deutschen Gerechtigkeit – also Verzicht auf Strafe oder Rache – erwarteten, wie sehr ehrt das die Gegner!).

„Jede schlechte Behandlung, die uns gelegentlich widerfuhr, wurde auf einem großen Schuldkonto abgebucht, jede korrekte, ja, jede freundliche Behandlung war ein Rauchzeichen: Hier sind Menschen, hier kann man weiterleben.“ (Hentig, S. 38)

(3) Es war ein Chaos – ein seliges Chaos nach soviel erstickender Ordnung. Und indem es dies war, half es uns umlernen von Gehorsam auf Selbstverantwortung, wie es keine noch so geschickte Erziehung vermocht hätte.

(4) Es war auch wieder **kein** Ende: ein vorübergehender Tag auf Kalendern, die wir nicht hatten; wir trugen jahrelang unsere Uniformen weiter, nur umgefärbt (welch ein Symbol!); die Nachbarn waren die gleichen und das Verhältnis zu ihnen gleich fremd, gleich feindlich, gleich freundlich, gleich neidisch; die braunen Peiniger waren auch noch da, nun aber eingemeindet in das geschlagene deutsche Volk; die Besitzenden / Eingesessenen besaßen und die Nichtbesitzenden / Flüchtlinge besaßen nicht:

„Der Bauer saß abends in seinem Lehnstuhl, rauchte eine Lucky Strike, dachte über das Leben nach und philosophierte: Das Korn wird gesät, das Korn wird gemäht. Wir haben wieder einen Polizisten im Dorf. Er trägt zwar die Ami-Uniform, aber er lebt in einem Zelt und ist bescheiden. Was hat sich also schon verändert!?“ (Ziem, S. 128)

Die Ordnungen, die Werthierarchien, die Privilegien überlebten nicht trotz der allgemeinen Zerstörung, sondern gleichsam an ihrer Statt: wenn schon alle fast nichts mehr hatten, war es doch schon etwas, Graf X. oder Dr. Y. oder Konsul Z. zu heißen. Die inneren Bastionen des Nazismus waren nicht erkennbar. Als wir in den örtlichen Kinos Filmaufnahmen über die KZ's vorgeführt

bekamen (gegen eine Bescheinigung, die man bei der Ausgabe der Lebensmittelkarten vorzeigen mußte), habe ich mich einsamer gefühlt als unter den NS-Volksgenossen: da vermutete man Gleichgesinnte hinter diesem und jenem Blick; jetzt war man umgeben von Masken, von Trotz und gespielter Gleichgültigkeit. Kein Ende auch von Angst und Abscheu vor „den Russen“, einer vitalen Angst, die sich im Laufe der Jahre in einen gepflegten theoretischen Anti-Kommunismus verwandeln sollte.

(5) Es war noch kein Anfang – nicht einmal der Anfang eines Anfangs. Im Osten ging der Krieg noch weiter. Die ihn beendende Atombombe war noch nicht abgeworfen. Wir ahnten nichts von der neuen weltgeschichtlichen Epoche, die damit begann.

Wir ahnten so vieles nicht, was den Alltag der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erfüllt, unsere Gedanken und unser Gewissen beschäftigt, unser Bewußtsein bestimmt – zum Beispiel die Einteilung der Völker und Regionen in eine Erste, Zweite und Dritte Welt, die gründliche Amerikanisierung der Ersten und großer Teile der Zweiten, die Fortsetzung und Krise der Moderne, das Ausgreifen in das Weltall, das Fortschreiten von Technik und Wissenschaft weit über die kühnsten Vorstellungen der damaligen Utopisten hinaus . . .

Und doch – zurückblickend – sehe ich, daß der Anspruch auf ein würdiges Leben aus den Trümmern erwachsen ist, ja, seine Kraft aus der Erinnerung daran bezieht. Die Deutschen, die am eigenen Leibe Vertreibung und Wiederaufnahme, die totale Gewalt und die Chancen der Ohnmacht, die Sippenhaft, den **automatic arrest** und die Nürnberger Prozesse erfahren hatten, konnten sich eine Republik schaffen, in der Verfolgte aus anderen Ländern Asyl suchen, konnten die Todesstrafe abschaffen, die Wehrdienstverweigerung und das Recht auf Widerstand (in Hessen) zu Verfassungsgütern erheben, konnten zwischen kollektiver Haftung und kollektiver Schuld unterscheiden.

Die Erlebnisse, Begebenheiten, Stimmungen, die ich jetzt wiedergebe, sind Anlaß zu Fragen, zur Selbstprüfung, zu einer Anstrengung des Nachempfindens und Erklärens. Sie dienen gleichzeitig der Wahrnehmung von Unterschieden und von Grenzen des Verstehens.

Die sieben „inneren Erlebnisse“, denen ich die äußeren zuordne, heißen Frieden, Befreiung, Amerika, Demokratie, die eigene Tradition, Deutschland, Schuld.

## Frieden

Am 8.5.1945 war nicht Frieden. Völkerrechtlich gibt es ihn heute noch nicht. Und doch war Frieden das Haupterlebnis, der eigentliche Inhalt dieses Tages oder der Tage, die ihm entsprachen: als die fremde Macht im Osten oder Westen die Autorität des Hitler-Reichs über die einzelnen ablöste. Das war: Ende des Schießens, Ende des Kämpfenmüssens, Ende der Angst um das eigene Leben und – oft heftiger – um das Leben eines geliebten anderen.

Das Bewußtsein derer, die an diesem Tag 5 oder 7 oder 10 Jahre und darüber waren, ist hiervon geprägt. Dieses Erlebnis „Friede“ ist anders als das, wofür die Jüngeren heute in ihren politischen Versammlungen und Demonstrationen, in den Parteien und außerparlamentarischen Organisationen streiten: eine bedeutende, nein, lebensnotwendige politische Idee, eine neue Lebensordnung, ein Anspruch auf Vernunft – beispielsweise, wenn es um Libanon, Iran/Irak, Afghanistan, Nicaragua geht. Wir sind mit gegenwärtigen und künftigen Kriegen über die Mattscheibe „vertraut“; der vergangene Krieg wird uns durch ausgiebige Filmserien „nahegebracht“; Kinder haben heute mehr Krieg „gesehen“ als manche Veteranen von einst. Ich traue der Einbildungskraft des Menschen viel zu, aber meine Erinnerung straft meine eigenen Fernseherlebnisse Lügen: Wo sind die banalen physischen Grundtatsachen geblieben – die unentrinnbare Kälte an der winterlichen Ostfront, der ständige verzweifelte Kampf gegen die Überwältigung durch Schlaf, die vereiterte Haut, das nasse Brot, das ewige Schleppen von schwerem, eckigem, sperrigem Gerät . . . Und vollends die, nennen wir sie, psychischen Tatbestände: die meist völlige Unklarheit über das, was geschieht, das Bewußtsein, daß das Material entscheidet und nicht der Mensch, bei gleichzeitiger unerträglicher Verantwortung. (Als Fahnenjunker-Unteroffizier mit 18 Jahren, ein Milchgesicht ohnegleichen, hatte ich 45jährige Männer in den Kampf zu führen und einen 16jährigen Freiwilligen. Ich nahm ihn zu mir, gleichsam in die Obhut meiner Lebensgewißheit. Beim ersten „Sprung auf, marsch, marsch!“ fiel er in das gemeinsame Deckungsloch zurück: Kopfschuß mitten durch die Stirn.) Der Krieg war ein vorwiegend psycho-physisches Geschehen – das

bestimmte unsere Wahrnehmung des Friedens. Wie andere Vorstellungen muß das ästhetisierte, von intellektueller Analyse und moralischem Kommentar begleitete Fernseh-Ereignis „Krieg“ vom ersehnten Frieden hervorbringen!

Dies alles hatte nun ein End' – für die, die nicht in russische Gefangenschaft gerieten. Ein End' hatte vor allem die Befürchtung, in letzter Minute zu einer sinnlosen Kampfpat oder zum Wegwerfen des eigenen Lebens gezwungen zu werden. Jeder konnte jeden dazu zwingen. Was immer man tat, konnte von einem anderen als „Verrat“ hingestellt werden. In Deutschland wurde „durchgehalten“ und „durchgegriffen“ bis zur letzten Minute.

Das Frühjahr hatte ich in einer Offiziersschule in Wischau/Mähren verbracht. Am 20.4., Hitlers Geburtstag, sollten wir, 600 bis 700 Fahnenjunker, zu Leutnants befördert werden. Mehrere Dutzend tschechischer Schneider und Schuhmacher paßten uns unsere neuen Uniformen und Stiefel an. Wir gaben diesen von unseren knappen Rationen Brot und Wurst, damit sie die Taschen höher setzten, die Röcke kürzer, die Mäntel länger machten. Nächtelang bastelten wir an dem Kniff in unserer Mütze. Allein um der uns nun zustehenden Pistole willen hätten wir wohl eine Heldenschlacht gekämpft. Wir müssen geisteskrank gewesen sein, nachdem wir drei Monate ohne Feind und Kampf gelebt hatten – allein mit unseren aberwitzigen Sandkastenspielen: aus „wehrpsychologischen“ Gründen übten wir nur Angriff, obwohl das Heer an allen Fronten seit Jahren zurück ging. Da man in der mährischen Ebene schon den Kampfesdonner wummern hörte, waren wir überzeugt, man werde uns dort als leuchtendes Vorbild für andere Truppen in den Kampf werfen und opfern. Statt dessen wurde die Beförderung um acht Tage auf Ostern vorgezogen. In der folgenden Nacht Verladung in einen Güterzug – als „Führerreserve des Oberkommandos des Heeres“. Es ging nach Berlin.

„Aber das OKH war von dort nach Süddeutschland ausgewichen. Da die Gleise im Stadtkern Berlins zerstört waren, wurden wir in der Nähe des Schlesischen Bahnhofs auf Lastwagen verladen und zu einer anderen offenen Verladestelle im Westen der Stadt gebracht. In der Frankfurter Allee baumelte an jedem zweiten Laternenmast ein desertierter deutscher Soldat – zur Abschreckung. Es ging über Thüringen ins Bayerische, im Güterzugtempo mit vielen Halten. Einige Kameraden sprangen im Dunkeln ab, wenn wir in der Nähe ihres Heimatortes waren.“ (Hentig, S. 36)

Man verbarg jetzt nicht mehr, wonach einem der Sinn stand, aber der Bann war nicht gebrochen – der Bann des militärischen Prinzips. Wann geht „Entfernung von der Truppe“ in „Überlaufen zum Feind“ über? Das hat viele von uns nächtelang auf unseren Strohlagern im rüttelnden Güterzug beschäftigt. Desertieren war mir nicht in den Sinn gekommen, solange ich in einer kämpfenden Front stand und andere rechts und links von mir darauf zählten, daß ich meine Position halte, meinen Auftrag erfülle. Als es keine Front mehr gab, als niemand mehr mit mir rechnete, war das Überlaufen wertlos, kein Akt der Befreiung, kein Signal für andere (wie bei Alfred Andersch in „Kirschen der Freiheit“) – und hätte auch den Krieg nicht um eine Stunde verkürzt. An der Front und unter den allerengsten Kameraden auf der Kriegsschule sprach man nach dem 20. Juli darüber. „Hochverrat ja, Landesverrat nein“, das war die Formel, auf die ich mich mit mir selbst einigte. Ein Mitglied der Verschwörung des 20. Juli wäre ich damals noch gerne gewesen. Ob ich es hätte sein können, werde ich nie wissen.

So weit, so gut. Aber ich hatte auch anderes – Kindisches – in Sinn. Als wir schließlich in Augsburg ausgeladen und nach einiger Umrüstung auf die umliegenden Kommandanturen verteilt werden sollten, hatte ich nicht nur meinen inzwischen lästig gewordenen langen Leutnantsmantel gegen eine praktische Gebirgsjägerwindjacke eingetauscht, ich hatte auch eine Panzerfaust aufgenommen. Von allen Auszeichnungen begehrten wir – neben dem für Infanteristen unerreichbar scheinenden Ritterkreuz – die Nahkampfspange (da mußte man das Weiße im Auge des Gegners gesehen haben!) und das Panzervernichtungsabzeichen am meisten. Die Amerikaner waren mit einer Fülle von Panzern eingerückt, warum sollte ich nicht die „Chance“ haben, einen zu „knacken“! Ich versuche mich zu erinnern, ob ich damals irgendeinen Gedanken an die Besatzung des erhofften Panzeropfers verwendet habe. Ich fürchte: nein. – Dies ist einer der inneren Zustände, von denen ich hoffe, daß sie heute kein Mensch mehr versteht.

Zusammen mit einem anderen Leutnant, Hubert Kremser, hatte ich einen Marschbefehl nach Ingolstadt. Es muß am 27.4. gewesen sein, als wir uns in der Nacht beim Kommandanten meldeten. Vor nichts fürchtete sich dieser mehr als vor zwei unbekanntem Jung-Kriegern, die ihn möglicherweise mit vorgehaltener Pistole zum Kampf „bis zur letzten Patrone“ zwingen würden. Er stellte uns einen neuen Marschbefehl aus zu einem Dorf, das am anderen Morgen vor unseren Augen in Schutt und Asche gebombt wurde. Wir blieben in Schrobenhausen im Keller eines Bauern, vergruben dort unsere Pistolen und warteten ab. Das Mißtrauen, das die deutsche Volksgemeinschaft zusammengehalten hatte, kollabierte. Weiße Laken hingen aus allen Fenstern des einen Hauses und aus keinem des anderen. Uns aber befahl eine geradezu panische Lust am Überleben. Als wir uns zwei Tage darauf nach **curfew** auf die Straße begaben, um uns gefangen nehmen zu lassen, hat mir – anders als Heinrich Böll – das Hochhalten der Hände nicht die geringsten Skrupel bereitet.

Für jeden kam der Friede anders. Hören Sie ein paar andere Zeugen:

„Feindlüge“

„Noch immer kommen deutsche Soldaten in Rudeln, in Trupps und paarweise von den Pässen herunter. Als wir den Zillergrund hinaufstiegen, sahen wir im Schnee, links und rechts vom Weg, sonderbare Gebirgsblumen leuchten, in bunt und gold und silber: Epauletten, Kokarden, Tresen und Ordensspangen – Alpenflora 1945. Der Sender Flensburg gab bekannt, Jodl habe die Kapitulationsurkunde unterzeichnet und morgen träte sie in Kraft. Der Sender Böhmen nannte in Schörners Auftrag diese Meldung eine Feindlüge.“ (Erich Kästner, in: Glaser, S. 24)

„Bis zuletzt . . .“

„8.5.45. Artillerie der Atlantik-Festungen bekämpfte feindliche Batterien und Truppenbewegungen. Schwächere Aufklärungsvorstöße des Gegners wurden abgewiesen. In Norwegen verlief der Tag ruhig. In Kroatien haben unsere Truppen die Linie Coprivnica Slunj nach Westen überschritten.

Während die Sowjets im Südabschnitt der Ostfront weiterhin verhalten, sind amerikanische Verbände aus dem Raum Linz im Vorgehen nach Osten.

In Mähren nehmen die heftigen Abwehrkämpfe südöstlich Brünn und im Großraum Olmütz ihren Fortgang. Die Städte Olmütz und Sternberg gingen verloren. Amerikanische Abteilungen erreichten Bernau. Auf der Frischen Nehrung hat sich die Lage trotz anhaltender starker Angriffe des Feindes nicht verändert.

In Kurland beschränkten sich die Sowjets auch gestern auf örtliche Vorstöße.

9.5.45. In Ostpreußen haben deutsche Divisionen noch gestern die Weichselmündung und den Westteil der Frischen Nehrung bis zuletzt tapfer verteidigt . . . Dem Oberbefehlshaber, General der Panzertruppe von Saucken, wurden als Anerkennung für die vorbildliche Haltung seiner Soldaten die Brillanten zum Eichenlaub mit Schwertern zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen.

Als vorgeschobenes Bollwerk fesselten unsere Armeen in Kurland unter dem bewährten Oberbefehl des Generaloberst Hilpert monatelang überlegene sowjetische Schützen- und Panzerverbände und erwarben sich in sechs großen Schlachten unvergänglichen Ruhm. Wir haben jede vorzeitige Übergabe abgelehnt. In voller Ordnung wurden mit den nach Westen noch ausliegenden Flugzeugen nur Verwehrte und Väter zahlreicher Kinder abtransportiert. Die Stäbe und Offiziere blieben bei ihren Truppen. Um Mitternacht wurden von deutscher Seite den unterzeichneten Bedingungen entsprechend der Kampf und jede Bewegung eingestellt . . .

Fern der Heimat haben die Verteidiger der Atlantik-Stützpunkte, unsere Truppen in Norwegen und die Besatzungen der Ägäischen Inseln in Gehorsam und Disziplin die Waffenehre des deutschen Soldaten gewahrt.

Seit Mitternacht schweigen nun an allen Fronten die Waffen. Auf Befehl des Großadmirals hat die Wehrmacht den aussichtslos gewordenen Kampf eingestellt. Damit ist das fast sechsjährige heldenhafte Ringen zu Ende. Es hat uns große Siege, aber auch schwere Niederlagen gebracht. Die deutsche Wehrmacht ist am Ende einer gewaltigen Übermacht ehrenvoll unterlegen . . .

Die Wehrmacht gedenkt in dieser schweren Stunde ihrer vor dem Feind gebliebenen Kameraden.



Die Toten verpflichtet zu bedingungsloser Treue, zu Gehorsam und Disziplin gegenüber dem aus zahlreichen Wunden blutenden Vaterland.“ (Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht) „Sieg?“

„Ich habe mir die Nachtschicht gewählt, meine jungen Reporter zu den Siegesfeiern in den Straßen New Yorks gehen lassen und bin mit meinem Schreibheft allein in dem Abhörraum des Newsroom. Es ist gut, heute allein zu sein. Das also liegt hinter uns . . . Zwölf Jahre, die die Verbrechen von tausend Jahren angehäuft haben . . . Von irgendwo her wird Beethovens Fünfte gesendet. Die Hymne des Sieges? Es gibt keinen Sieg, es gibt am Ende dieses Krieges nur Besiegte.“ (Alfred Kantorowicz, in: Glaser, S. 25)

„Angestoßen auf das freundliche Schicksal“

„(Danach) . . . verlassen wir endgültig den Keller und beschließen, unsere gnädige Bewahrung mit einem gemeinschaftlichen Kaffee zu feiern. Rosts Ofen wird angesteckt und Wasser darauf zum Kochen gebracht. Das beste Geschirr aus dem Schrank wird aufgesetzt. Jeder schleppt etwas herbei. Rosts stiften Honigkuchen, Vogts Eierkuchen und Kaffee und Evers Weinbrand. Zu acht Mann hoch sitzen wir um unseren Eßtisch. Es wird angestoßen auf das freundliche Schicksal, welches uns vergönnt, jetzt heil und gesund in dem noch erhaltenen Haus zu sitzen.“ (Hannah Vogt, in: Göttingen 1945, S. 61)

„In einer Art Taubheit“

„Seit Wochen von Gerüchten lebend – denn Zeitungen gab es nicht mehr, und welchem Rundfunksender sollte man glauben? – befanden wir uns in einer Art Taubheit der Außenwelt gegenüber, auf alles Ungeheuerliche gefaßt, aber auch wieder kaum erleichtert, wenn es nicht eintrat. Heute erscheint es mir unbegreiflich, daß die tägliche Nahrungssuche alle Anteilnahme an den Ereignissen verschlang. Aber es war so. Nachdem ich die Amerikaner gesehen hatte, widmete ich mich, als sei nichts geschehen, aufs neue dem Kohl auf meinem Acker, ärgerlich über die Raupen, die sich an ihm gütlich taten. Am 9. Mai, 0.01 Uhr, war der Krieg beendet.“ (Wilma Sturm, S. 181)

„Cherchez la femme“

„Aus unserem Dorf kamen Bauern angelaufen. Die Franzosen sind im Dorf, berichteten sie. Sie schlagen die Türen ein und gehen in alle Häuser. Die Feldscheuer vom Hof brennt. Es sind fremde Kerle, dunkelbraun, und man versteht kein einziges Wort. 'Sie sucht die Weiber', sagten sie. Es sei ganz egal, wie alt. Sie nähmen alle her . . . Als ich von der brennenden Feldscheuer hörte und niemand Anstalten machte, sie zu löschen, dachte ich, daß sie alle feige wären. Sie ließen es im Hof einfach brennen und hatten nur Angst. Ich schlich mich hinaus und rannte den Gleisen entlang quer über die Felder zum Dorf hin. Es war stockdunkel . . . Aber im Baumstück von Hermann Schneider, dort, wo es an die Straße grenzte, kam ich nicht weiter. Dort zogen im Dunkeln Truppen mit Wagen . . . Vom Dorf her hörte ich Schreie von Frauen und das Schlagen von Gewehrkolben an Türen . . . Das Löschen vergaß ich. Ich lag im Dunkeln unter den Bäumen, und dann kroch ich zurück . . . Im Bunker hatte man mich bereits vermißt. 'Wo warst du?', fragte meine Mutter aufgebracht. Und als ich sagte, ich sei bis zur Straße gekommen, da holte sie aus und gab mir eine schallende Ohrfeige. 'Die hast du wirklich verdient', meinte mein Vater dazu. Dann wurde Joseph geholt, der den Polen immer die Haare schnitt. Meine langen lockigen Haare wurden so kurz wie Streichhölzer geschnitten.“ (Wendelgard von Staden, S. 113 f.)

„Geh wieder an deine Arbeit“

„Dann hörten wir fremde Stimmen und Rufe. Ein Mann in Khaki-Uniform und mit einer olivfarbenen Maschinenpistole im Arm betrat den Hof. Bogdan verließ die Schweineküche; vergaß, die Tür hinter sich zu schließen, eilte auf den Soldaten zu. Sie umarmten sich und redeten miteinander, schüttelten sich lange die Hände.

Komm vom Fenster weg, rief meine Mutter. Inge preßte sich an ihre Mutter und weinte. Der Bauer hatte dem Geschehen auf seinem Hof den Rücken zugekehrt. Er wollte nichts damit zu tun haben. Ob er nun umgelegt werde oder nicht, sagte er, er ließe sich überraschen.

Der Amerikaner ging vom Hof. Bogdan kam zurück. Ein Pole, sagte er. Viele Polen hier in Ami-Armee.

Das kann ja heiter werden!, sagte der Bauer. Was hat er sonst noch gesagt? Bogdan erwiderte nach einer Pause: Geh wieder an deine Arbeit, hat er gesagt.

Wir warteten noch eine Viertelstunde. Dann wagten wir uns zur Straße . . . Sie war leer. Die Ameri-

kaner waren weitergezogen. War das alles? fragten wir uns. Sind wir jetzt erobert? Sieht so ein Kriegsschluß aus?

Das dicke Ende kommt noch, sagte meine Mutter, so ungeschoren lassen die uns nicht davon. Der Bauer sagte: Es muß trotzdem gehäckselt werden. Er kann die Pferde nicht verhungern lassen. Los, Bogdan, an die Arbeit.“ (Ziem, S. 121)

„Oh Gott, unsere Hilfe . . .“

„Am 8. und 9. Mai feierten wir den 'Tag des Sieges in Europa', das heißt feiern und lärmern und sich auf den Straßen tummeln und tanzen, das taten die Jungen, die Studenten in Oxford und die Volksmenge in Londons Trafalgar Square, wo ein großes Feuerwerk aufstieg. In Oxford war St. Mary's Cathedral den ganzen Tag überfüllt . . . Alle Oxforder Kirchen hielten Dankesgottesdienste ab, und die Studenten nahmen in ihren College-Kapellen teil.

In London war der Andrang zu allen Kirchen so außergewöhnlich stark, daß den ganzen Tag über in St. Paul's Cathedral und in Westminster Abbey Gottesdienste stattfanden. Zu jeder Stunde strömten die Menschen, die vor den Kirchenportalen ohne Ungeduld in langen Reihen gewartet hatten, hinein. Die Mitglieder des House of Lords kamen zur Abbey, des House of Commons zur St. Margaret's Church. Die Stimmen der 600 Männer, die England regierten, sollen beinahe das Dach gesprengt haben, als sie das Lied: 'O Gott, unsere Hilfe in vergangenen Zeiten, unsere Hoffnung in künftigen Jahren' sangen. In der Kathedrale von Canterbury standen 5000 Menschen Schulter an Schulter. In Exeter sollen die Dankgottesdienste bis Mitternacht fortgedauert haben. Die Kathedrale wurde beleuchtet, und viele Menschen mußten draußen, auf dem Grase sitzend, mitsingen und mitbeten. Die großen Fabriken Nordenglands entließen ihre Arbeiter, um sie in die Kirchen gehen zu lassen.“ (Sabine Leibholz-Bonhoeffer, S. 212 f.)

„Heißhunger“

„Kirchhorst, 6. Mai 1945. Die Straßen sind weiterhin von den Insassen der Konzentrationslager erfüllt . . . Am Morgen kamen sechs Juden auf den Hof, die man aus Belsen befreit hatte. Der jüngste war elf Jahre alt. Mit dem Erstaunen, dem Heißhunger eines Kindes, das nie dergleichen gesehen hat, schaute er sich Bilderbücher an.“ (Ernst Jürgen, in: Glaser, S. 23)

Das Ende des Krieges war nicht für alle Frieden. Vergewaltigung, Plünderung, Vertreibung, Verschleppung, Gefangenschaft fingen für viele erst an. Darüber müssen die davon Betroffenen berichten. Ich fürchte, für sie hat das Wort „Frieden“ nie den Klang bekommen wie für uns, für die es vom ersten Augenblick an mit „Befreiung“ vermischt war. Die Erleichterung über das Ende des Nazispuks überlagerte die Erleichterung über das Aufhören der Luftangriffe, der Schießerei, der unmittelbaren Lebensangst.

Wie bescheiden sind die Elemente dieses „inneren Erlebnisses“, das ich Frieden nenne – und wie unendlich mächtiger als jeder deduzierte Begriff.

## **Befreiung**

Auch hier wird dem, der sich an die größte Befreiung seines Lebens, eben an den 8. Mai 1945, erinnert, unheimlich bewußt, mit wie wenig Freiheit anfängt, Freiheit zu sein. Die Freiheit richtet sich nach der überwundenen Unfreiheit.

Für viele begann sie damals mit dem Transport in ein Gefangenenlager. So auch bei mir.

Schon die Gefangennahme vollzog sich unter freier Berufung auf meine Rechte. Als die amerikanischen Soldaten mich – nein, nicht nach Waffen, sondern – nach Uhren (watches!) abtasteten, wehrte ich mich mit Haager Landkriegsordnung, Genfer Konvention und meinem besten Englisch. Das löste zwar nur die höhnische Gegenrechnung aus: What about Dachau, Bergen-Belsen, Auschwitz!?! – von denen ich doch wenigstens Dachau kannte. Die Namen für Unmenschlichkeit und Unrecht löschten auf der Stelle jedes Ansinnen auf Gerechtigkeit und Menschlichkeit aus, nicht aber das Anrecht. Eine Minute später kam ein amerikanischer Leutnant vorbei, entschuldigte sich für seine Soldaten, verwandelte die Durchsuchung in das, was sie sein sollte, verkürzte mein Taschenmesser auf die vorgeschriebene Länge einer doppelten Fingerbreite, lud uns in seinen Jeep und brachte uns zur Sammelstelle.

Befreiung verlangt immer auch Einsicht in die mögliche Freiheit und tritt da nicht ein, wo man die unmögliche will. Es **wirkte** wie Freiheit, daß wir keinen Marschbefehl hatten, keinen unsinnigen

Auftrag in der Tasche trugen, unbesorgt mit aufgeknöpften Kragen umhergehen konnten. (Am 23. November 1944 hatte ich als Urlauber die Zerbombung des Elternhauses miterlebt und verließ das Berliner Inferno ohne Koppel und Seitengewehr: die waren in der Wohnung verbrannt. Nie bin ich so oft so mutwillig und gründlich gedemütigt worden wie auf der 14stündigen Rückreise nach Ostpreußen durch Feldgendarmen und Vorgesetzte, weil ich da „halb nackt“ herumlief!). Das Gefangenenlager – es beherbergte eine Viertelmillion Soldaten, in Gevierte (stockades) von je tausend Mann eingeteilt – war: lehmiger Acker, ständige Appelle, Enge, Streit, Gerüchte, Hunger. (Wir bekamen Essen vom gleichen Kaloriengehalt wie die Bevölkerung, aber eben in harter amerikanischer Proviant-Währung, also wenig.) – Diese Beschränkungen und Mängel hoben nur **die** Freiheit hervor, die uns entscheidend gefehlt hatte: die Freiheit der Rede, die Freiheit des Gesprächs, des Widerstreits, des Alleingangs. Ich verfiel in einen Rausch des Diskutierens, Lernens und Lesens – und ich, weiß Gott, nicht allein! Nie wieder habe ich mich in meinem Leben geistig so ausgelebt, nein, ausgetobt wie in den Lager-Universitäten von Böhl-Iggelheim und Heilbronn. Für anderes hatten wir nicht zu sorgen, konnten wir nicht sorgen. Und wir hatten Zeit, Zeit ohne irgendein absehbares Ende. Ich habe dort nicht nur mein späteres Studium, das der Alten Sprachen, aufgenommen, ich habe Sokratisch gelebt. Freiheit, so sagten die Alten und so lebten wir hier, ist Unabhängigkeit von Bedürfnissen, hohe Ansprüche im Geist, geringe im materiellen, **plain living, high thinking**.

Da waren nicht alle gleich gut dran. Der Frontsoldat, feldmarschmäßig ausgerüstet, konnte sich auf dem lehmigen Acker gleichwohl noch ein Zelt bauen. Der Zahlmeister saß ängstlich und einsam auf seinen Zigarrenkisten, die er auch so nicht ganz vor dem Regen schützen konnte, und vor allem geheimhalten mußte. Er sah gar nicht „frei“ aus! Frei auch nicht die, die bis zum Bauch in den Mülltonnen hingen, um Speisereste und Kaffeesatz zu finden; frei auch nicht die, die rauchen mußten und erst das Laub von den paar Birnbäumen, dann deren Rinde und schließlich abgekratzte Stücke Holz in ihre Pfeifen stopften; frei gewiß auch nicht die, die ihr Ritterkreuz über den Zaun warfen, um von den Wachsoldaten einen Zigarettenstummel dafür zurückzubekommen. Zur Freiheit gehörte für mich auch dies: Neid, Mißtrauen, Haß zu überwinden. Ich teilte – bei wem werde ich heute dafür Verständnis finden! – meine Zeltplane mit einem von Göbbels' intelligentesten Journalisten, Hans Schwarz van Berk, der sich früher öffentlich mit meinem Vater gestritten hatte und sich mir hinter seinem falschen Namen offenbarte; ich teilte Sonderrationen, die ich für gelegentliches Dolmetschen bekam, mit denen, die mir am hilflosesten und bedürftigsten aussahen.

Woher all die Freiheit der Seele? Das tägliche Bewußtsein „Wir sind noch einmal davongekommen“, nicht nur physisch, sondern ich zu meinem Teil auch geistig und moralisch; der unerhörte Reichtum an Ideen und Kenntnissen, den man hier auf „offenem Markt“ gratis angeboten bekam; das Bewußtsein von deren Kostbarkeit (mit einem sorgfältig gespitzten Bleistift schrieb ich ein leeres Oktavheft mit Rilkes „Stundenbuch“ voll, das ich mir auf der Bücherbörse gegen zwei amerikanische Romane auf Zeit eingetauscht hatte, überzeugt, Bücher werde es für uns in den nächsten zehn Jahren nicht geben); die Freude an dem unglaublich schönen Sommer, den der liebe Gott uns in diesem sonst so finsternen Jahr geschenkt hatte – das waren Zugaben der ursprünglichen Freiheit zur geschenkten Befreiung. Wer von den jungen Menschen, die das Wort heute bei uns gebrauchen, hätte diesen köstlichen Geschmack dabei?

Im September wurden wir aufgerufen, freiwillig am Wiederaufbau französischer Städte mitzuarbeiten. Ich meldete mich mit etwa 20 anderen – unter den Buhrufen des übrigen Lagers – zu dieser mir sinnvoll und alles andere als ehrenrührig erscheinenden Aufgabe und wurde nach einem langen Tag unverständlich umständlicher Befragung vor den Toren des Lagers nach Hause entlassen: das Ganze war nur ein Test.

Befreit wurde am 8. Mai nur, wer sich nach Freiheit gesehnt hatte, und diese Sehnsucht war nicht geographisch verteilt; Befreiung war also auch dort, wo die Sowjet-Armee den Nazismus beseitigte. Befreiung wurde es auch für den, der das Richtige ersehnt hatte, der unter der falschen, menschenfeindlichen Idee und an den in ihr böse gewordenen Menschen litt, nicht nur unter dem äußeren Zwang und also den Folgen. Die gingen ja auch jetzt weiter. Befreiung schließlich – wie Frieden – war sehr verschieden: die einen wurden aus KZ's befreit und andere nur von sich selbst,

von ihrer elenden Mitläufer-Rolle, aus der sie ohne äußere Hilfe nicht herauskamen; die Kriegsgefangenen aus Frankreich, England, Holland und Belgien erwartete eine andere Freiheit als die Gefangenen und Verschleppten aus Sowjet-Rußland und Polen. Im letzten Teil des Fernsehfilms „Die Deutschen im Zweiten Weltkrieg“ berichtet einer von Befreiten aus dem KZ Mauthausen, die in ihrer glücklichsten Stunde tot umfielen. In den zwei Monaten danach starben noch über 2000 der dort Befreiten!

Befreiung läßt sich nicht summieren und kollektivieren. Es hat keinen Zweck, denen, die sich nicht befreit fühlen, zu sagen „Ihr seid befreit“, weil es der statistischen Mehrheit entspricht. Gleichwohl sage ich den Satz: Deutschland ist nie in seiner Geschichte so wahrhaft, so spürbar, so notwendig befreit worden wie am 8. Mai 1945.

## Amerika

In den letzten Jahren konnte man in Deutschland immer wieder hören: Diese oder jene Politik – meist ging es um Bündnisprobleme, Aufrüstung, Mittelamerika oder einfach auch nur den Regierungsstil des gegenwärtigen amerikanischen Präsidenten – schüre Anti-Amerikanismus. Unter „Anti-Amerikanismus“ verstehe ich, wie unter „Anti-Semitismus“, ein Ressentiment, eine unaufgeklärte, sich an sich selbst nährend Feindseligkeit, ein kollektives Vorurteil zur Vereinfachung und Verstärkung der eigenen politischen Wirkung. Ich habe mich stets dagegen gewehrt, daß man Kritik an der Politik der amerikanischen Regierung mit diesem herabsetzenden Wort belegt. Aber im Gespräch mit jungen Leuten spüre auch ich spontanes Mißtrauen, wenn ich Gutes über Amerika sage; ja, die ältere, eben meine Generation muß auf der Hut sein, daß ihr positives Vorurteil gegenüber Amerika nicht das negative Vorurteil der jüngeren Menschen hervorbringt. Gerade weil die heutige Jugend in so hohem Maße von Amerika und dessen **way of life** geprägt ist, wird sie die Faszination – und Dankbarkeit –, die wir 1945 und danach gegenüber den Amerikanern empfunden haben, nur schwer verstehen. Ich beschreibe hier nicht die Amerikaner, ich beschreibe unsere Faszination: durch ihren Reichtum, ihre Großzügigkeit, ihre Kindlichkeit, ihre Lässigkeit (informality), ihre Spontaneität, die sie nicht nur menschenfreundliche, sondern auch rohe Taten begehnen ließ und diese zugleich wieder erträglich machte. Es fiel buchstäblich viel für uns ab: Lebensmittel, Bücher (in Millionen von Feldpostausgaben, die sie herumliegen ließen), wirksame Hilfe einzelner. Es war spürbar, daß sie uns Deutsche (anders als die Japaner) nicht haßten, daß ihnen Rache fern lag, daß Härten, die sie uns antaten, zu ihrem missionarischen Programm gehörten. Ja, die Amerikaner mußten sich gegen ihre eigene Gutartigkeit schützen: mit Non-fraternization-Gesetzen, mit Off-limits-Schildern, mit systematischer Verbrennung der Lebensmittelreste aus ihren Kantinen. Sie liebten auch das Land, das sie erobert hatten, den Vorgarten Gottes Bayern; sie wollten genießen; „a beer for you and for me“, sagte einer, solle der Bauer machen, bei dem wir zur Hopfenernte arbeiteten. Sie begannen ihre ebenso eindrucksvolle wie ungeschickte **re-education** nach dem Muster ihrer **township**-Demokratie: Die Gemeinden mußten Bürgermeister wählen (also Rechte und Pflichten wahrnehmen, die sie entweder nie kennengelernt oder gründlich vergessen hatten); sie richteten alsbald Amerika-Häuser ein; sie beglückten uns vor allem durch amerikanische Filme, die in einem heute unvorstellbaren Gegensatz zu dem standen, was wir zu sehen gewohnt waren: „Destry rides again“ gegen „Kolberg“; Helden, die „Helden“ sind, weil sie sich von der Gemeinschaft losreißen, gegenüber Helden, die „Helden“ sind, weil sie sich der Gemeinschaft opfern; ein Leben, in dem Freiheit ein Risiko und Risiko einen Lustgewinn bedeutet, gegenüber einem Leben, in dem Unterordnung gefordert und Freiheit eine Kant'sche moralische Pflicht ist.

Wenn ich heute bei jungen Menschen ein Bedürfnis wahrnehme, Amerika zu verdächtigen und alle Amerikaner mit ihm, wenn sie mich wegen meiner freundlichen Gefühle gegenüber Amerika aus jenen ersten Nachkriegsjahren als Beweis heranziehen, daß ich einer raffinierten Strategie des amerikanischen Kultur-Imperialismus erlegen sei, dann sehe ich darin auch eine Folge des ererbten und plump weiter genährten Anti-Bolschewismus. Die Russen fürchtete man; erstens, weil man wußte, was man ihnen angetan hatte – einen Ausrottungskrieg; zweitens, weil man sie als primitiv verachtete – als ein eher Asien als Europa zuzuzählendes und obendrein unzivilisiertes Volk. Nach Jahren und insbesondere in einer folgenden Generation, die keine Anschauung

von dem einen und keinen Abstand mehr zum anderen hat, kehren sich die Fronten dann leicht um. Am 8. Mai 1945 schrieb Wolfgang Paul in sein Tagebuch:

„Klarer Himmel, herrliche Sonne . . . Der Stab tritt an. Der Hauptfeldwebel richtet, wie immer, aus. Meldung vom Chef des Stabes. Der sagt nur: 'Bedingungslose Kapitulation. Das einzige, was ich für euch noch tun kann, ist, euch baldigst in den Böhmerwald zu schicken. Dort ist der Amerikaner. Es ist aus. Stillgestanden. Weggetreten.'“ (Glaser, S. 25)

Bei Jochen Ziem ist nicht nur der Pole Bogdan über die Amerikaner glücklich, sondern auch die Bäuerin:

„Mit den Amis hat man einen richtig guten Fang gemacht; ein besserer Tausch, als die Amis gegen die Nazis auszuwechseln, konnte einem gar nicht passieren.“

Care-Pakete bekam ich nicht, aber als Student täglich einen Schlag süßen Haferbrei. Was diesen vor allem würzte, war, daß er von amerikanischen Brethren und Mennoniten kam, die als überzeugte Pazifisten während des Krieges im Gefängnis gesessen hatten. Nun speisten sie den Feind.

Amerika – was für ein Land!

1948 habe ich, von Bielefeld nach Lippstadt anhalternd, ein Stipendium an ein amerikanisches College „aufgelesen“. Dort hat sich meine Erfahrung mit und Kenntnis von Amerikanern weitere fünf Jahre lang vertieft. Ich habe dabei drei Dinge gelernt, von denen ich nicht sicher bin, ob ich sie irgendwo anders so hätte lernen können: Demokratie als Lebensform, Wissenschaft als Mittel der gesellschaftlichen Aufklärung und Friede als moralisches Problem der Politik.

### Demokratie

Weit davon entfernt, Demokratie als Lebensform zu kennen, wußten wir jungen Menschen 1945 auch so gut wie nichts von der Staatsform Demokratie. Wir Gymnasiasten hatten zwar die antike **polis** kennengelernt und dabei neben der Spartanischen Oligarchie auch die Solonisch-Kleisthenische Demokratie; im Geschichtsunterricht waren uns Rousseau und die Französische Revolution, das englische Parlament und die amerikanische Unabhängigkeit vorgeführt worden; aber von einer gegenwärtigen demokratischen Republik hatte man uns nur ein groteskes Zerrbild gegeben – von der Weimarer „Systemzeit“, in der Politik als Regelung des Gemeinwohls nicht habe gedeihen können.

In einem Gedankenspiel mit dem Thema „Welches sind die idealen Voraussetzungen für die Gründung einer Demokratie?“ könnte einem intelligenten Menschen möglicherweise nichts Besseres einfallen, als die zu nennen, die der 8. Mai 1945 uns Deutschen bot: eine institutionelle **tabula rasa**, die totale Niederlage des Obrigkeitsstaates und des Führerprinzips und die Rivalität von Mächten und Ideologien, die je ihre Form von Demokratie für die bessere halten. In der Wirklichkeit wich dies anderen Tatsachen: Regieren, auch Selbstverwaltung, hieß in den ersten Jahren Verteilen von Mangel, und das gerade erfüllten Interessengruppen, Rede- und Abstimmungsmehrheiten, nach Parteiverdienst eingesetzte Funktionäre nicht besser als die alten Aufsichts bürokratien und sachkundige Lebenszeitbeamte. In einer zweiten Phase wurde die Demokratie zum Schutzschild eines radikalen Wirtschaftsliberalismus, der zwar allen zugute kam, aber auch große Chancenungleichheit schuf; Demokratie hieß fortan Reichtum, und dieser diente dazu, andere Systeme ins Unrecht zu setzen.

1985 feiere ich darum auch nicht jene Zeiten und Umstände, sondern die in langen, in 40 Jahren getane unscheinbare politische Arbeit mitsamt den Rückschlägen, den Krisen und Wenden, die die Demokratie vor allem dadurch gefestigt haben, daß sie sie zur Gewohnheit, zum Alltag werden ließen. Wir loben die „alten Demokratien“ nicht zuletzt, weil sie nicht „jung“, nicht hitzig und erregbar, sondern gelassen sind: sich auch von ihren Profumos und Watergates nicht aus dem Tritt bringen lassen.

### Die eigene Tradition

Ich kann die Erinnerung an das Erwachen meiner Liebe zu Amerika, zur Demokratie und zu der durch beide für mich geleisteten Befreiung hier nicht verabschieden, ohne einen Blick auf den Preußen und, sofern sich das nicht ausschließt, das Bürgerkind zu tun, die in mir das Jahr 1945 überlebt haben. Ein Preuße ißt auf, was auf dem Teller liegt. Das tut kein Amerikaner! – Mit Preußentum meine ich Ordnungs- und Gemeinheitsliebe, Gemeinsinn, Selbstbeherrschung oder auch Disziplin,

den Verzicht auf Extravaganz, auf grelle Farben, auf äußeren Aufwand. Ob ich diese Forderungen selbst erfülle, ist hier nicht wichtig; wichtig ist, daß ich sie mir stelle.

Preußentum, das ist vor allem Tapferkeit; sie steckt in allen anderen preußischen Tugenden drin. Sie in erster Linie hatte mein Vater mir vorgelebt. Tapferkeit ist nicht Abwesenheit von Angst, sondern deren Überwindung: die schwere und gefahrenreiche Sache tun, auch wenn man weiß, daß sie einen pragmatischen Sinn nicht mehr hat, sondern nur noch einen ideellen. So hatte mein Vater uns zu Beginn des Krieges sein Urteil über diesen zugemutet: daß uns nichts Schlimmeres passieren könne, als daß wir ihn gewinnen. Das ist eine ganz und gar unamerikanische Denkweise.

An der Front fand diese unpragmatische Auffassung pragmatische Bestätigung. Die erste Erfahrung der Soldaten da draußen ist: wieviel Eisen herumfliegt und niemanden trifft. Die Angst vor dem Feinde war bald relativiert. Die Angst vor dem eigenen Versagen, vor Bezeugungen der Feigheit, vor Blamage, vor dem Verlust der Achtung der anderen nahm zu. Anhaltend um mein Leben habe ich nur im Luftschutzkeller in Berlin, tief in der Heimat, gebangt. (Auch an den Gedanken, verwundet zu werden, gewöhnte man sich. Es blieb die Hoffnung, man werde nicht am Kopf oder an den Genitalien verletzt, nicht schmerzhaft und nicht verstümmelnd.) Das Soldatensein machte für den, der darüber nachdachte, bewußt, wieviel mehr Tapferkeit zum Bürgersein gehört! Jedenfalls ist die Soldatenmoral einfacher:

Wer fällt, der bleibet liegen,  
Wer steht, der kann noch siegen,  
Wer übrigbleibt, hat recht,  
Und wer entflieht, ist schlecht.

Im April 1945 hatte ich auf der Offiziersschule in Wischau eine, ich glaube, „Appell“ genannte kurze Feier am Sonntagvormittag auszurichten. Das widerfuhr mir als dem nicht redeseheuen Intellektuellen wiederholt. Ich wählte Themen, an denen ich selbst zu beißen hatte, und die zugleich ein politisches und moralisches Risiko bargen, zum Beispiel „Liberalismus oder Führerprinzip“. (Für beide hatte ich nichts übrig!) Diesmal wählte ich „Die Ehre des Offiziers“ und stellte eine Reihe von Dilemmata vor, in die der Offizier gerät – den Konflikt zwischen einem von ihm in freier Verfügung gegebenen Wort und einem von ihm in Unfreiheit erhaltenen Befehl, oder den Konflikt zwischen dem ihm gebotenen Anstand und der von ihm geforderten notwendigen, aber unmenschlichen Kriegstat. Alles lief darauf hinaus, daß die Form allein nichts rettet, daß man also darauf gefaßt sein muß, an diesem Konflikt zu zerbrechen. Wer das vorher weiß, findet vielleicht einen freiwilligen Ausweg. Dazu erzählte ich das – ich weiß nicht von wem stammende – „Königsduell“:

Der noch junge Friedrich II. von Preußen geht wie allmorgendlich auf das Exerzierfeld vor dem königlichen Schloß und mustert die militärischen Übungen. Einem jungen Leutnant, der seinen Zug rechts schwenken läßt, gerät dieser in Unordnung; er wiederholt unter den Augen des ungeduldigen Königs den Befehl; die Bewegung gelingt wieder nicht. Der Leutnant macht dem König Meldung. Der König im Zorn gibt ihm eine Ohrfeige. Darauf tritt der Leutnant fünf Schritt zurück und sagt: „Euer Majestät haben mich beleidigt. Zur Wiederherstellung meiner Ehre fordere ich Euer Majestät zum Duell. Mir als dem Beleidigten steht es zu, die Bedingungen zu nennen: Pistolen und auf zehn Schritt. Mir als dem Beleidigten steht der erste Schuß zu.“ Er zieht seine Pistole, richtet sie kurz auf den König und schießt dann senkrecht in die Luft. „Ich habe Euer Majestät leider verfehlt. Da Euer Majestät keine Waffe haben, bitte ich, für Euer Majestät schießen zu dürfen.“ Er richtet seine Pistole auf sich selbst und erschießt sich.

Dies ist ein No-Spiel, altes japanisches Theater, werden Sie sagen. Aber wer ein so furchtbares Handwerk wie das des Soldaten ausübt, kommt nicht mit der Moral von Straßenbahnschaffnern, nicht mit dem Gestus von Tanzmeistern aus. Als ich im Jahr 1945 in Göttingen mein Studium begann, fand ich, mühsam genug, ein Zimmer in der Schillerstraße 28. Im Nebenzimmer wohnte Axel Freiherr von dem Bussche, jener Offizier, der für ein anderes Duell bestimmt war: sich zusammen mit dem eidbrüchig gewordenen Führer durch eine Bombe in die Luft zu jagen. Für beide Attentate braucht man etwas anderes, als uns die besten unter unseren Siegern lehren konnten. Jeder gebe ihm den Namen, den er für richtig hält. Ich nenne es Preußentum.

## Deutschland

Erst als ich den voraufgehenden Absatz geschrieben hatte, kam mir die Notwendigkeit in den Sinn, auch über Deutschland zu reden und das, was der 8. Mai dafür bedeutet.

Deutschland war aus einer geschichtlichen Ordnungsidee zu einem bloßen Gebiet geworden – scheinbar über Nacht. Wir haben damals keine Gedanken darauf verwendet. Das Wort „Untergang Deutschlands“ überschattete die Realität, die „Teilung Deutschlands“ hieß. Diese war vollzogen, bevor sie uns bewußt wurde. Grenzgang war eine neue Lebensform geworden: Ausnutzung und Überwindung der Teilung – das war fast dasselbe.

Aus der Vierteilung wurde eine Zweiteilung. An sie haben wir uns gewöhnt, ich denke: früher als die rhetorischen Befunde erkennen lassen. Die durch unser Grundgesetz gebotene „Wiedervereinigung“ ist, dies behaupte ich, allen, die das Wort gebrauchen oder nicht gebrauchen, unvorstellbar. Wenn ein Jungschlesier in seiner Verbandszeitschrift sich ausdenkt, wie westdeutsche, gar NATO-Einheiten, bis zur Oder-Neiße-Linie vordringen und diese überschreiten, um die Grenzen von 1937 wieder einzunehmen, dann hat er vermutlich einen Wunsch preisgegeben, **möglicherweise** aber auch nur die Unfähigkeit, etwas **anderes** zu denken. Und diese Verlegenheit teilen wir mit ihm.

Und so ist es nicht abwegig, wenn Jobst Siedler sagt, die Geschichte werde sich der Ereignisse von 1945 nicht erinnern, weil eine der europäischen Nationen ihre staatliche Ordnung verloren habe, sondern weil Rußland nun nicht mehr hinter Dnjepr und Düna beginne, sondern hinter der Elbe. Jobst Siedlers Bewertung Rußlands als der „asiatischen Gegenmacht“ muß man nicht teilen, wenn man die Tragweite dieser Veränderung bestätigt.

Wenn das so ist, hat Alfred Dregger die 40 Jahre, seit er Schlesien „bis zur letzten Patrone“ verteidigt hat, schlecht genutzt. Nicht, was er damals tat, sondern daß er es heute als geschichtliche Notwendigkeit deutet, ist eine pathetische Platttheit und der öffentlichen Erregung nicht wert. Auseinandersetzung dagegen fordert seine Weigerung, den Sieg der Alliierten zu feiern, weil er auch ein Sieg der Sowjetmacht ist. Entweder man stellt sich auf den Standpunkt, daß der Sieger seine Siege alleine feiern solle (das hat einige Vernunft), oder man erkennt an, daß der **Sieg über Hitler** dem Besiegten Gutes gebracht hat – dann auch mit den Sowjets. Ja, diesen ist der größere Teil des Sieges zu verdanken, wie sie denn auch den größeren Teil der Verluste getragen haben. Im übrigen kann ich nicht verstehen, warum man dem deutschen Vertreter in Ost-Berlin verbietet, worum man den amerikanischen Präsidenten ausdrücklich bittet: Versöhnung der Völker zu bezeigen – ganz gleich, was ihre Regierungen vorher Böses getan haben.

## Schuld

Hier müßte die Verführung des Nationalsozialismus für junge Menschen geschildert werden. Diese blieben, da man ihnen verwehrt hatte, zur rechten Zeit Kind zu sein, noch lange ins Mannesalter hinein in ihrer Pubertät stecken. Sie folgen jedem, der sie für eine hohe, meist unverstandene Aufgabe zu brauchen behauptet und sie der trost- und bewährungslosen Banalität ihres Schülerdaseins entreißt. Alles, was ich gegen dieses Hitler-Junge-Quex-Syndrom aufgebracht habe, verdanke ich meinem Vater, meinem humanistischen Gymnasium und seinen Lehrern, einigen älteren Freunden und Freundinnen.

1945 waren diese Verführung, aber auch die Bewährungschancen vorbei. Es begann das Nachdenken: „Hättest du . . .“

Zwei Jahre zuvor war ich in der Grundausbildung mit meiner Ausbildungskompanie in Slobodka in der Nähe von Bialystok zugleich als Besatzungsarmee eingesetzt:

„Alle vier Wochen brummen wir mit den Panzern in das sogenannte 'Todesgebiet' – große Zonen, die man dazu erklärt hatte, weil man sie nicht besetzen konnte; wer darin angetroffen wurde, den behandelte man als Partisan. In Wahrheit ging es darum, die Schnapsvorräte des Casinos aufzufüllen, und die junge, ihrer Waffen noch unkundige Ausbildungsmannschaft wurde zum Komplizen gemacht, indem man ihr das Marodieren erlaubte: Wir durften aus den von den Polen fluchtartig geräumten Gehöften Hühner und Schweine mitnehmen und was immer man in der Speisekammer fand. Danach wurden die Häuser in Brand geschossen, und man fuhr wieder heim. Ich ließ mich als Sicherungsschütze einteilen und entzog mich auf diese Weise, angeekelt, dem barbarischen Treiben.“ (Hentig, S. 34)

War das genug, um mein Gewissen zu beruhigen, meine Seele zu retten? Ich werde den Zweifel nicht los. Warum habe ich nicht ausgesprochen, was ich dachte? Es ging doch gar nicht um „Widerstand“ in irgendeinem politischen Sinn, sondern nur um die Wahrung des Anstands, den unser Soldatenstand sich selbst schuldet! Aber was auch immer mir ein solcher Wortaufstand bei den Offizieren eingetragen hätte, ich hätte mich vollends von meinen arglos-fröhlichen Kameraden isoliert, auf die ich zum Leben und Überleben angewiesen war. Auch zum Widerstand braucht man ein Publikum. Hier hatte ich keins. Und das gedachte Publikum – mein Vater, meine Schwester, mein Lehrer Lindenborn, mein Pastor Eichstädt – wollten ja vor allem, daß ich lebend heimkehre.

Anderthalb Jahre später, in Wischau: Die gesamte Offiziersschule ist zum Generalappell befohlen. Wir stehen in vollem Wuchs im Geviert. Wir sollen der Degradierung und Demütigung eines Kameraden beiwohnen, der beim Gewehrreinigen erklärt hatte, er halte sich an seinen Eid zu Hitler nicht mehr gebunden.

„Der NS-Politruk hält eine zwanzigminütige Ansprache, in der er schildert, wie man auf der Ordensburg mit 'solchen Leuten' umgegangen sei; da habe man nicht erst den Vorgesetzten Meldung gemacht; man habe den Mann fest in eine Decke gerollt, ihn nachts auf das Übungsfeld gebracht und 'mit Panzern untergewühlt'. Ich verharrte wie alle anderen im 'Stillgestanden', froh, daß jeder dem Vordermann in den Nacken startete und keiner meine Tränen sah – Tränen der Wut und Ohnmacht. Auf den Gedanken, aus dem Glied zu treten und mich zu jenem Kameraden und Gesinnungsgenossen zu stellen, bin ich nicht gekommen.“ (Hentig, S. 33)

Wir haben auch später auf unseren Stuben nicht über ihn, sondern in der Hoffnung, daß der Denunziant dabei sei, über Denunzianten gesprochen; das ging noch an. Alles Weitere hieß riskieren, in eine Straf- oder, wie sie genannt wurden, eine Bewährungskompanie versetzt zu werden – Bewährung durch nicht einmal Helden-Tod!

Den 8. Mai 1945 lebend erreichen, das konnte also sowohl Überlebenslust wie ein Gefühl von Überlebensschuld auslösen. Ich werde nicht der einzige sein, den beides zugleich befiel. In der vierten Sendung „Die Deutschen im Zweiten Weltkrieg“ berichtete ein Mann in meinem Alter davon, wie er als 19jähriger bei einem heftigen Artillerie- oder Bombenangriff Schutz in einem zerborstenen Sanitätsbunker sucht: einer von Geschrei und Gestank erfüllten Höhle. Ein junger Kamerad, dem die Eingeweide aus dem aufgerissenen Bauch quellen, fleht ihn an, ihn zu erschießen. Unser Mann treibt einen Sanitäter auf, der aber auch nicht helfen kann. So bleibt er und tröstet den Verzweifelten mit hilflosen Worten. Da schreit der Sanitäter plötzlich in den Bunker zurück: Es fliegt eine letzte Maschine. Komm, Kamerad, du kannst noch mit. – So ist unser Mann gerettet um den Preis eines bis heute quälenden Schuldbewußtseins.

Und doch ist „Schuld“ besser als „Schicksal“: Man kann etwas tun – bereuen, wiedergutmachen, den Fehler ein andermal vermeiden. Nichts war dieser heilsamen Möglichkeit nach 1945 so im Wege wie die Entnazifizierung: sie verlangte Rechtfertigung statt Einsicht, sie verführte zu überheblicher Anklage statt zu Demut.

Hierzu ein letztes: Der Hungernde denkt an Essen, der Kämpfende an Rettung, die er nur im Sieg oder in der Flucht sehen kann, der Gedeemütigte denkt an Freiheit. Dies ist der große moralische Vorteil, den alle Völker, deren Länder von den Deutschen besetzt waren, uns gegenüber hatten. Der Vorteil kommt ihnen noch heute zugute, obwohl sie nicht mehr zu Helden geschaffen sind als wir.

Im Gefangenenlager Böhl-Iggelheim habe ich lange mit meinem Freund Hannes Willisch, mit dem ich zusammen Rekrut war und zusammen in Gefangenschaft geriet, hierüber gesprochen. Waren auch wir schuldig? Hannes verneinte mit Entschiedenheit. Ich vermochte das nicht. Die Schwierigkeit war, daß das Gute wie das Falsche immer in etwas bestand, was man nicht getan hatte: man hatte nicht aufgeschrien, als der Kamerad degradiert und abgeführt wurde. Man hatte aber auch die armen Kerle, die auf ihrem Posten eingeschlafen waren, nicht angezeigt, wie es gefordert war. Sie wären wegen Wachvergehens vor dem Feind erschossen worden.

Heute begehre ich keine Antwort auf diese schwierige Frage. Aber wohl allen denen, die sie sich 1945 nicht erspart haben. Auch moralisch waren wir allenfalls „davongekommen“. In Augsburg traten Offiziere der Waffen-SS und der Elitedivision Hermann Göring an uns heran – werbend,



verföhrhend, drohend. Viele sind ihnen arglos gefolgt. Wie wir heute an Bitburg erfahren, wird ihnen dieser späte, beiläufige Fehler so oder so ein verderbliches Schicksal geworden sein.

### **Nach dem erinnernden Nachdenken – was macht man damit?**

Präsident Reagan endete seine Ansprache in Bergen-Belsen mit dem Satz: It shall never happen again – never again! Wir hier sind nicht an einem Ort der Trauer, wir sind an einem Ort der Reflexion. Ich mäkle nicht an der Rede des Präsidenten, wenn ich von mir hier mehr verlange. – Ich will sagen, welche Verpflichtung mir meine Erinnerung auferlegt, und natürlich **sage** ich dies in der Hoffnung, daß andere Ähnliches tun:

Die Erinnerung an den Ausgang des Zweiten Weltkriegs verpflichtet mich vor allem zu Aufklärung: keine Schleier über den Ereignissen und ihren Folgen dulden und erst recht keine über sie breiten – weder Schleier der Trübsal noch Schleier der Rechtfertigung noch Schleier der Empörung. Ich kann den Gang nach Bitburg für so wichtig nicht halten, wie ihn die Tugendwächter auf beiden Seiten hinstellen.

Die Erinnerung an 1945 gibt mir ein gehöriges Selbstmißtrauen ein. Einmal ist es uns leicht gemacht worden, mit uns selbst redlich zu sein, und da schon war es so schwer. Wieviel schwerer heute in unserem Gefüge von Rücksichten, Eitelkeiten, Notwendigkeiten!

1945 gemahnt mich daran, daß ich Bundesgenossen brauche. Man schafft nichts allein. Volksgemeinschaften taugen nur für den Krieg, Gewerkschaften für ihren Interessenkampf, Parteien für die Durchsetzung einer Ideologie. Für die Wahrung meiner Identität brauche ich andere Gemeinschaften, und als Pädagoge werde ich mir Mühe geben, meine Schüler im Herstellen oder Finden solcher Gemeinschaften zu üben.

1945 lehrt mich, daß wir uns um eine verständliche und lebendige Form von Geschichte kümmern müssen: daß unsere Erfahrung zählt. Wir müssen die Ursachen herausfinden, aber nicht, um dadurch die Verantwortung von uns auf die Verhältnisse abzuschieben, sondern um zu erkennen, wie wir zu unserem geringen Teil auf die Verhältnisse Einfluß nehmen können. Dabei müssen wir auf falsche Vergleiche verzichten, die uns falsche Hoffnungen machen: 1918 war gründlich anders als 1945 und erst recht Hitlers Krieg in Rußland gründlich verschieden von Amerikas Krieg in Vietnam.

Falsche Hoffnungen erwachsen aus falschen, übereilten Erklärungen. Kaum war das Hitler-Reich zusammengebrochen, wußten alle schon warum und erst recht, wie es hätte entstehen können und wie es hätte vermieden werden müssen. Ein Beispiel: Die Einheit der Arbeiterklasse – und sie allein – hätte Hitler verhindern können. Das ist nicht falsch, aber es erklärt auch nichts. Die Uneinheitlichkeit der Arbeiterklasse war selbst eine Folge einer überlebten Theorie, die besagte, daß Arbeitnehmer zu sein, die Menschen elementarer verbinde als andere Tatbestände. In dieser Erklärung wird überdies das öffentliche Interesse, die politische Vernunft des Gemeinwesens mit den Interessen der Arbeiterklasse identifiziert. Der mögliche Wahrheitsgehalt dieser Unterstellung mußte notwendig abnehmen in dem Maß, in dem die Arbeiterklasse aus einer relativ großen Mehrheit zu einer relativ großen Minderheit wurde. Die deutschen Arbeiter eines falschen Bewußtseins zu zeihen, so oft sie Parteien wählen, die nicht nur ihre Klasseninteressen verfolgen, zeugt nicht von Verständnis und Offenheit für diese Klasse. 1945 hat die SPD diese falsche Rolle aufgegeben und konnte nicht zuletzt dadurch den Kommunisten den Rang ablaufen.

Die Erinnerung an die Tiefe unseres Falls warnt mich vor Pathos, verleidet mir die großen Gesten – das Händehalten über den Gräbern von Verdun, die Beschwörungsformeln – ob „Never again“ oder „von deutschem Boden soll nie wieder Krieg ausgehen“ oder „unverbrüchliche deutsch-xx-ische Freundschaft“ –, die Heilsverkündigungen der **true believers**: für oder gegen Versöhnung, für oder gegen Vaterland, für oder gegen 8. Mai-Feiern im Jahre 1985.

Statt dessen gemahnt mich die Vergegenwärtigung unseres damaligen Elends und die Wahrnehmung unseres heutigen schier unvorstellbaren Reichtums zu äußerster Großmut, zu Hilfsbereitschaft und Verständnis überall dort, wo ein Volk in Not ist, weil seine Führung sich verrannt hat. Es muß möglich sein, Menschen zu helfen, nicht nur obwohl, sondern geradezu weil sie schlimme Machthaber haben.

Schließlich: Die Niederlage der deutschen Wehrmacht, die Kapitulation, war am 8. Mai längst besiegelt und darum in dem Augenblick uninteressant. Der 8. Mai als Ende des Nazi-Regimes war,

um mit „1066 and all that“ zu sprechen, **a good thing** (H v H: because it was a necessary thing). Daß ein so mörderischer Krieg notwendig war, um dies zu bewirken, zwingt uns Deutsche, aber nicht uns allein, zu etwas sehr Mühsamem, das man mit und unter den heutigen jungen Menschen vielleicht besser kann als in der Generation der Betroffenen: zu rückhaltloser Ehrlichkeit.

„Asche – aber kein Phönix“ – so habe ich meinen Vortrag genannt. Was habe ich dazu gesagt? Asche ist einerseits Ausdruck der Zerstörung: Schutt und Asche waren geblieben. Asche ist andererseits das, was man sich aufs Haupt streut, um sich zu demütigen – Zeichen der Reue. Beides ist nötig, wenn das Böse (nicht nur das Falsche) überwunden werden soll. Und beides, auch die Umkehrbereitschaft, gab es 1945 in gleichem und reichem Maß. Man hatte wohl – das ist die Weisheit der Ereignisse – den Aberwitz bis zu diesem totalen und willenslosen Zusammenbruch auskosten müssen, damit, nein, so daß die Ernüchterung möglich wurde. Daß aber aus ihr der sprichwörtliche Phönix aufstehe, ist eine phantastische, irreale, unheilvolle Erwartung. Als nach weiteren drei Jahren die Währungsreform kam und mit ihr das Wirtschaftswunder anlief, als die Gründung der Bundesrepublik im westlichen Deutschland folgte und diese wenig später wiederbewaffnet in die NATO aufgenommen wurde, war man geneigt, darin eben jenes Fabeltier zu sehen, das sich die Asche aus den glänzenden Schwingen schüttelt und davonfliegt. Welcher Vogel auch immer sich da erhoben hat, ein Phönix ist er nicht, und von der Asche kommt er nicht los. Wann wäre ein geeigneterer Augenblick, daran zu denken, als jetzt aus Anlaß des 8. Mai?

## Bibliographie

- Andersch, Alfred: Kirschen der Freiheit. Ein Bericht, Zürich 1972 (Diogenes).
- Bergmann, Klaus / Schneider, Gerhard (Hrsg.): 1945. Ein Lesebuch. Hannover 1985 (Fackelträger Verlag).
- Böll, Heinrich: Brief an meine Söhne, oder: Vier Fahrräder, in: DIE ZEIT vom 15. März 1985.
- Glaser, Hermann (Hrsg.): Bundesrepublikanisches Lesebuch. Drei Jahrzehnte geistiger Auseinandersetzung, Frankfurt a. M., 1980 (Fischer Taschenbuch).
- Göttingen 1945. Kriegsende und Neubeginn. Texte und Materialien zur Ausstellung im Städtischen Museum 31. März – 28. Juli 1985, Göttingen 1985 (Stadt Göttingen, Kulturdezernat).
- von Hentig, Hartmut: Aufgeräumte Erfahrung. Texte zur eigenen Person, München 1983 (Hanser).
- Jaspers, Karl: Rede zur Wiedereröffnung der Heidelberger Universität (1945), in: Klaus Bergmann / Gerhard Schneider (Hrsg.), siehe dort.
- Kantorowicz, Alfred: Deutsches Tagebuch, in: Hermann Glaser (Hrsg.), siehe dort.
- Kästner, Erich: Notabene 45, in: Hermann Glaser (Hrsg.), siehe dort.
- Leibholz-Bonhoeffer, Sabine: Vergangene, erlebt, überwunden. Schicksale der Familie Bonhoeffer, Gütersloh 1976 (Gerd Mohn).
- Schramm, Percy Ernst (Hrsg.): Die Niederlage 1945. Aus dem Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht, München 1962 (dtv).
- Siedler, Wolf Jobst: Was im Mai 1945 wirklich geschah. Längst bevor Europa seine Welt verspielte, verlor es seine Vernunft, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 4. Mai 1985.
- von Staden, Wendelgard: Nacht über dem Tal. Eine Jugend in Deutschland. Einführung von Marion Gräfin Dönhoff, 4. Aufl., Düsseldorf / Köln 1979 (Eugen Diederichs).
- Sturm, Vilma: Barfuß auf Asphalt. Ein unordentlicher Lebenslauf, Köln 1981 (Kiepenheuer & Witsch).
- Vogt, Hannah: Aus meinem Tagebuch, in: Göttingen 1945, siehe dort.
- Ziem, Jochen: Der Junge. Eine Entwicklung in sieben Bildern, München 1980 (Autoren-Edition).

